

Marx!

Ausgabe Nr. 46, 09. Januar 2018



Revolutionär, Kommunist, Klassenkämpfer – der Name Karl Marx steht bis heute für die Hoffnung auf eine Welt jenseits von Ausbeutung, Unterdrückung und Gewalt. Vor 200 Jahren, am 5. Mai 1818, kam Marx in Trier auf die Welt. Vor 150 Jahren wiederum veröffentlichte er den ersten Band seines Hauptwerkes: „Das Kapital“. Voraus gingen zahlreiche scharfsinnige und scharfzüngige Veröffentlichungen zur Lage der arbeitenden Klasse, zur Frage der Parteiorganisation oder zur Abrechnung mit vorangegangenen Denker_innen, die Marx oft gemeinsam mit seinem engen Freund und Genossen Friedrich Engels verfasste. Das bleibt keineswegs vergessen: Zum diesjährigen Jubiläum regnet es Glückwünsche in Hülle und Fülle und selbst in bürgerlichen Feuilletons werden obligatorische Geburtstagsständchen angestimmt, die meist so oder so ähnlich klingen: Marx war zwar ein ganz Großer, ein brillanter Philosoph, ein kritischer Kopf, die Zeiten von Aufstand, Revolution und Kommunismus aber sind ein für alle Mal vorbei. Der Kapitalismus hat gesiegt. Ende der Geschichte.

Entgegen des allgemeinen Abgesangs möchten wir mit dieser Ausgabe Marx' Ideen dorthin holen, wo sie am dringendsten gebraucht werden: in die Gegenwart. Was bleibt von Marx und was geht von seinem Leben als unnachgiebigem Revolutionär und radikalem Denker aus? Es geht um die konkreten Orte und politischen Kämpfe, an und bei denen marxistische Theorie immer wieder zur Praxis gemacht wurde. Und um die unterschiedlichen Unterdrückungserfahrungen, aus denen heraus marxistische Theorie angeeignet wurde. Nicht nur gehen unsere Autor_innen den vielen Wandlungen nach, die marxistische Theorie im Laufe der Jahrzehnte durchlaufen hat – sei es in westlichen, feministischen oder antikolonialen

„Marxismen“. Sie fragen auch, wo Anlass zur Kritik, Erneuerung und zum Weiterdenken marxistischer Theorie und Praxis besteht. Insgesamt, so hoffen wir, kann diese Ausgabe Marx nicht nur in seiner Aktualität und Vielseitigkeit zeigen, sondern ihn auch für Neuinteressierte zugänglich(er) machen.

In der April-Ausgabe stürzen wir uns dann kopfüber ins Getümmel der Gegenwart und nehmen uns die aktuellen Debatten um „Neue Klassenpolitik“ vor: Was ist Neue Klassenpolitik? An welchen Orten und vom wem wird sie gemacht? Was haben Klassenpolitik und Identitätspolitik gemeinsam und was unterscheidet sie?

Und nun viel Spaß beim kritischen Lesen!

„Solidarität ist das Ergebnis politischer Arbeit“



Interview mit Alberto Toscano

Alberto Toscano lehrt am Goldsmiths College in London. Warum Marx' Ideen heute nicht weniger wichtig sind als vor 200 Jahren und warum man trotzdem nicht bei Marx stehenbleiben darf, erklärt er im Gespräch.

kritisch-lesen.de: Das Thema unserer Ausgabe ist Marx' 200. Geburtstag. Warum sollte man heute noch Marx lesen?

Alberto Toscano: Marx' Schriften stellen bis heute die herausragendste Leistung dar, den Drang nach einem Verständnis unserer Welt mit dem praktischen Gebot der Ablehnung derselben – also der Negation dieser Welt – zu verschweißen. Mit anderen Worten: Ein Projekt, das ebenso unverzichtbar wie paradox ist und das in einer widerständig-revolutionären Wissenschaft und politischen Praxis besteht. Über eine Vielzahl von Genres hinweg (Journalismus, politische Reden, philosophische Traktate, politisch-ökonomische Abhandlungen, Briefwechsel, Polemiken, historische Erzählung, und so weiter) bestechen Marx' Schriften (inklusive derer, die in Zusammenarbeit mit Engels entstanden sind) gerade dadurch, dass sie das problematisieren, was wir als unser sensorisches und intellektuelles Ökosystem bezeichnen können: Das, was Marx einst die kapitalistische „Religion des Alltagslebens“ nannte. Es bleibt unverzichtbar, unser Alltagsleben als Problem zu erkennen: ein Problem, dessen Lösungstendenzen von seinen eigenen Konflikten und Blindstellen, von seinen Lücken und Widersprüchen heraufbeschworen werden. Aber auch von einer Praxis, die gegen den Strich jener Geschichten liest, die sich unsere Gesellschaft über sich selbst erzählt. In diesem Sinne müssen wir das Netzwerk von Konzepten reaktivieren, das Marx schmiedete, um den Kapitalismus seiner Zeit zu verstehen. Aber genauso brauchen wir – in diesen ohrenbetäubenden und grotesken Zeiten – seine Fähigkeit zur Satire und Polemik wie auch zur mühevollen Arbeit der Trennung, die eine wahre Politik der Assoziation erst ermöglicht.

KL: Ein häufiger Vorwurf an den Marxismus ist der des „Ökonomismus“. Würdest du sagen, dass es in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten eine größere Vielfalt und „Offenheit“ in der Marx-Rezeption gab?

AT: Wenn man Marx' Werk auf Stromlinienform bringt und derart homogenisiert,

dass es mit den Wirtschaftswissenschaften verglichen und in sie integriert werden kann, dann beraubt man es unzweifelhaft seiner skandalösen Singularität – der einer selbstreflexiven, widerständigen Wissenschaft. Man friert damit Marx' Gedankengänge gewissermaßen ein und entschärft sie. Eine marxistische Theoriepraxis sollte stattdessen an den Worten festhalten, mit denen Marx in seinem Text „Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“ den Charakter proletarischer Revolutionen beschreibt. Proletarische Revolutionen, so Marx,

„kritisieren beständig sich selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem eignen Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von neuem anzufangen, verhöhnen grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche“ (Marx 1972).

Seit Marx' Tod, und in wiederkehrender Abfolge der multiplen Krisen des Marxismus, sind die Art und Weisen, wie Marx' Werk gelesen wurde, durch verschiedene Phasen und Konjunkturen der Öffnung und Schließung, der „Lästerung“ und Orthodoxie, der Deterritorialisierung und Territorialisierung gegangen. Zum Beispiel hat Fredric Jameson (1996, marxistischer Kulturtheoretiker, Anm. d. Red.) einige interessante Beobachtungen zum Zusammenhang von kapitalistischen Krisen und verschiedenen „Post-Marxismen“ gemacht. Viele dieser abwechselnden Lesarten kann man als „Veredelungsverfahren“ verstehen, die stets eine heilsame Infragestellung von Marx beziehungsweise der Selbstgenügsamkeit des Marxismus mit sich brachten: kantianischer Marxismus (um ein ethisches Defizit zu korrigieren), Freudomarxismus (um ein Defizit in Sachen „Lust-Ökonomie“ auszugleichen), „Dritte Welt“-Marxismen (um einer eurozentristischen Schiefelage entgegenzuwirken), marxistischer Feminismus (um die vergeschlechtlichten Eigenheiten von Ausbeutung und sozialer Reproduktion sowie queere Perspektiven zu integrieren) und so weiter. Theoretisch gesprochen (die politischen Aussichten sind wohl um einiges düsterer) glaube ich, dass heute größere Potenziale für eine Wiederbelebung marxistischer Forschung vorhanden sind: einer marxistischen Forschung, die offen ist für die dringenden Anforderungen der Gegenwart und die gleichzeitig nicht voraussetzen kann, dass sie alle analytischen Hilfsmittel bereits zur Hand hat – als würden die rastlosen, vielfältigen und unabgeschlossenen Schriften von Marx eine Art „sicheren Kanon“ bieten.

Ebenso bleibt die Lektion, die Stuart Hall in den 1980er Jahren aus Gramsci gezogen hat, bis heute wegweisend:

„Gramsci [...] stand dem revolutionären Charakter der Geschichte von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Wenn bestimmte Umstände zusammenkommen, dann gibt es kein ‚Zurück‘. Die Geschichte legt einen anderen Gang ein. Das Terrain verschiebt sich. Du bist in einem neuen Moment. Du musst dich, ‚gewaltvoll‘, mit dem ganzen ‚Pessimismus des Verstandes‘, der dir zur Verfügung steht, mit den ‚Erfordernissen der Umstände‘ befassen“ (Hall 1987, Übers. d. Red.).

Die Frage, die sich dann stellt, ist nicht die, ob bestimmte Lesarten von Marx offen, heterodox oder „lästerlich“ sind – als wäre das schon ein Wert für sich. Vielmehr müssen wir fragen, ob sich diese Lesarten den heutigen „Erfordernissen der Umstände“ fügen. Und wenn das heißt, bestimmte Aspekte von Marx' Werk fallenzulassen, zu verändern oder zurückzustufen, dann sei's drum. Wir dürfen nicht vergessen, dass Marx weder an seinen eigenen Konzepten hing noch sie zu einem Selbstzweck erhob. Wenn wir das flackernde Licht der Gegenwart auf den Korpus von Marx' Schriften werfen, dann treten Aspekte seines Denkens in Erscheinung, die zu anderer Zeit vielleicht nur zweitrangig waren. Oder, um eine andere Metapher zu verwenden: Marx' Texte beinhalten eine ganze Reihe an chemischen Reagenzien, die eine theoretische Reaktion auslösen können, wenn sie mit unserer Gegenwart in Berührung kommen.

KL: Wie würdest du die Rolle verschiedener „postmoderner Theorien“ gegenüber der Rezeption von Marx in den vergangenen Jahrzehnten bewerten? Also zum Beispiel Poststrukturalismus, postkoloniale Theorien oder queer-feministische Theorien?

AT: Meine Antwort ist wahrscheinlich in erster Linie eine persönliche Reflektion, die dadurch zustande kommt, dass ich mich mit Marx und Marxismus erst ernsthaft beschäftigt habe, nachdem ich mich in den sogenannten „Poststrukturalismus“ vertieft hatte (einen Begriff, den ich zugegebenermaßen wenig nützlich finde). Im Großen und Ganzen halte ich das Nachlassen einer gewissen Abwehrhaltung unter Marxist_innen für eine positive Entwicklung. Ich sehe zwar schon, dass sich die theoretischen Strömungen, die ihr nennt, oftmals in einer Marginalisierung von sowohl „klassischem“ als auch „westlichem“ Marxismus verstrickten – einer Marginalisierung, die von einer vorangegangenen Generation von Wissenschaftler_innen und Aktivist_innen als reaktionär wahrgenommen wurde. Trotzdem glaube ich, dass aus heutiger Perspektive eine andere Einstellung möglich ist: eine, die die Verpflichtung zu einer fortwährenden „Totalisierung“ unterschiedlicher theoretischer Perspektiven beibehält und trotzdem nicht davon ausgeht, dass Marxismus in irgendeiner Art und Weise einen selbstgenügsamen theoretischen Kanon darstellt, der darauf aus ist, sich „Rivalen“ entweder einzuverleiben oder sie in die Flucht zu schlagen.

Obwohl ich Alain Badiou (marxistischer Philosoph, Anm. d. Red.) Ausspruch „der

Marxismus existiert nicht“ keineswegs unterzeichnen würde, würde ich ebenso bestreiten, dass „Marxismus“ und „Poststrukturalismus“ geschlossene theoretische Einheiten darstellen. Wenn wir über beide Denkrichtungen in ihrer (vermeintlichen) Abgeschlossenheit sprechen, dann geht es meiner Meinung nach nicht um Theorien, sondern um Ideologien und insofern um Fragen polemischer Zustimmung oder Ablehnung. In dieser Hinsicht erscheint mir auch die wenig durchdachte Debatte über Postkolonialismus, die von Vivek Chibbers Buch ausgelöst wurde (siehe [Rezension](#) in dieser Ausgabe), zum Großteil als steriles ideologisches Gezänke und nicht als wirklicher theoretischer Disput, der notwendigerweise eine „Kritik“ im marxistischeren Sinne beinhalten müsste. Insgesamt glaube ich, dass „progressive“ akademische Theorieproduktion heute Elemente beinhalten wird, die sowohl aus marxistischer als auch aus poststrukturalistischer Richtung kommen. Zugleich bin ich der Meinung, dass der Drang, sich ideologisch abzugrenzen, geringer sein wird als noch vor zehn, 20 oder 30 Jahren. Auch in dieser Hinsicht halte ich die Chibber-Debatte für politisch rückwärtsgewandt.

KL: Das marxistische Konzept der „Arbeiterklasse“ wird heute meist mit dem Bild des weißen männlichen Industriearbeiters verbunden. Oft hört man deswegen davon, dass „Klasse“ und „Klassenpolitik“ überholte Begriffe seien. Wie würdest du darauf antworten?

AT: Das ist eine tragische Folge der tatsächlich existierenden Klassenpolitiken des 20. Jahrhunderts und insbesondere der Entwicklungen in Europa und Nordamerika. Die grundlegenden internen Grenzziehungen entlang von „Rasse“, ethnischer Zugehörigkeit, nach Geschlecht und weiteren Markierungen von Ungleichheit führten und führen noch immer dazu, dass die tiefgehende sowohl praktische als auch theoretische Kritik des „Weißmachens“ der Arbeiter_innenklasse nicht genug Beachtung findet. Die größten revolutionären Denker_innen des 20. Jahrhunderts, von Lenin bis CLR James, Du Bois bis Fanon, von Rosa Luxemburg bis Angela Davis, sie alle haben sich auf unterschiedliche Weise gegen diese Selbstgefälligkeit gewehrt. Man kann das als Reaktionen auf die großen und eindrucksvollen Bewegungen von Frauen und People of Color verstehen, die zum Großteil an vorderster Front für wahre Veränderungen gegen die Herrschaft des Kapitals kämpften. Und dennoch haben sich die Gewerkschaften und politischen Parteien, die unter dem Banner des Marxismus (oder der Sozialdemokratie) marschierten, vor allem damit am Leben gehalten, sich mit dem vergifteten Bild des weißen männlichen Proletariats zu identifizieren. Beispiele hierfür sind der Ausschluss des afroamerikanischen Proletariats von vielen der Errungenschaften des New Deals, der katastrophale Nationalismus der Kommunistischen Partei Frankreichs, die „Hassstreiks“ gegen die antirassistische Öffnung der Gewerkschaften und nicht zuletzt die phantasmagorische Wiedergeburt eines vermeintlichen Klassen-Subjekts in solch widerwärtigen Slogans wie „Britische Arbeit für britische Arbeiter“.

Wenn wir den vorherrschenden Meinungen über Klasse etwas entgegensetzen wollen, dann könnten wir zunächst sagen, dass Narrative von Klasse und Klassenpolitik genau in dem Maße politisch neutralisiert wurden, in dem „Klasse“ auf bestimmte ethno-nationale Identitäten und Kulturen aufgepfropft wurde – insbesondere auf verschiedene Variationen des „Weißseins“. Klasse ist in der heutigen Vorstellung nur noch als die reaktivste Form von „Identitätspolitik“ vorhanden, davon zeugen Trump, der Brexit, die Rhetorik des Front National und vieles mehr. Die Arbeiter_innenklasse, die nichts zu verlieren hat als ihre Ketten, wird damit durch ihr Scheinbild ersetzt, welches glaubt, dass es mit diesen Ketten alles zu verlieren habe. Es ist ein trauriger Anblick, wenn sich selbst bekennende „klassische“ Marxist_innen einer Klassenanalyse zuwenden, die auf dubiosen Wahl-Statistiken beruht, um die Behauptung zu untermauern, die heutige reaktionäre Politik sei ein Symptom einer Revolte der Arbeiter_innen.

Damit werden gleichzeitig die grundlegendsten Lehren des orthodoxen Marxismus ignoriert, nämlich die Zentralsetzung der Produktionsverhältnisse bei der Definition von Klasse. Eine solche Definition würde zumindest dazu führen, anzuerkennen, dass ein rumänischer Obstpflücker in England heute viel „mehr“ der Arbeiterklasse entspricht als etwa ein Immobilienmakler oder Rentner, dessen Vater einst in einem Stahlwerk gearbeitet hat. Mehr noch: Wenn wir unseren Blick über den euro-amerikanischen Tellerrand erheben, können wir die weltweit enorme Anzahl von Menschen sehen, deren Lebensexistenz und deren blankes Überleben von Lohnarbeit abhängen. Es sind Menschen, die sozusagen „ohne Reserven“ proletarisiert sind. Deutlich wird dann auch, dass sich Ungleichheit und Ausbeutung auf vielerlei Ebenen verschärfen. Der Abschied von Klasse als einer analytischen und politischen Kategorie erscheint damit als massiver Fall von Verleugnung in einem quasi-freudianischen Sinne.

KL: Ebenso scheint sich eine Zweiteilung von „Klassenpolitik“ (verbunden mit dem Bild des weißen männlichen Arbeiters) und so genannter „Identitätspolitik“ (Themen wie Geschlecht, „Rasse“, Sexualität, etc.) verfestigt zu haben. Welche Wege sollte eine (radikale) Linke verfolgen, um diese unglückliche Gegenüberstellung zu überwinden?

AT: Der erste Schritt sollte vielleicht sein, eine rücksichtslose (Selbst-)Kritik daran zu üben, dass es überhaupt dazu kommen konnte, dass marxistische Vorstellungen von „Klasse“ überhaupt zu Identitätspolitiken verkommen konnten. Das würde bedeuten, die kulturalisierende Fetischisierung industrieller Arbeit, die sowohl geografisch als auch historisch von begrenzter Relevanz ist, als einzigem Ort der Anerkennung von „Klasse“ hinter sich zu lassen. Umgekehrt ist es auch wichtig zu lernen, die klassenspezifische und antikapitalistische Dimension dessen wahrzunehmen, was manchmal einzig als „Identitätspolitik“ missverstanden und auf diese reduziert wird. Schließlich muss man sich fragen, wie es sein kann, dass die

politischen Bewegungen und die militanten Theorieproduktionen derjenigen, deren Arbeit und Leben durch geschlechtsspezifische und rassifizierte Ausbeutung in Beschlag genommen und entwertet wurden, nicht in ihrer entscheidenden Dimension gesehen werden: nämlich in ihrer klassenpolitischen, also relationalen, Dimension.

Insofern kann man von Klasse als einer Beziehung und nicht als einer Identität ausgehen – einer Identität, die es uns immer wieder erlaubt, uns abzugrenzen, wie es viele Marxist_innen nach Marx taten. Diese stellten sich eine *gute* Arbeiterklasse in Abgrenzung von einem *schlechten* Lumpenproletariat, Zwangsarbeiter_innen und anderen vor. Mithilfe dieses relationalen Klassenverständnisses könnten wir uns jenem unsichtbaren „Eisberg“ der Ausbeutung annähern (eine Anleihe von Maria Mies' Charakterisierung der Rolle von „Frauen, Natur und Kolonien“ in der kapitalistischen Aneignung), welcher der Klassenzugehörigkeit tatsächlich Gewicht verleiht. Ironischerweise würden wir, gerade mit einer eher orthodoxen, ja sogar dogmatischen Definition von Klasse (als dem Verhältnis zu den Produktionsmitteln und so weiter), heute zwangsweise zu der Erkenntnis gelangen, dass die Arbeiter_innenklasse, global gesehen, aber auch im sogenannten kapitalistischen Norden, alles andere ist als eine weiße, männliche Einheit.

Man darf dabei nicht ignorieren, dass der Fokus auf Identität – auch im individuellen, narzisstischen Sinne – ein ideologisches Problem bleibt, das zum Nachteil für kollektive Erfahrungen von Ausbeutung werden kann. Diese liberalen oder sogar reaktionären Reflexe sind uns allen in unterschiedlichen Ausprägungen inhärent. Ich bin der Meinung, dass diese Zweisetzung – Klassenpolitik versus Identitätspolitik – nicht nur die dringend notwendigen internen Debatten in der Linken in den sterilen Kontext der 1980er-Scharmützel zurückversetzt, in denen es viel um „Postmodernismus“ ging. Auch verdeckt diese Zweiteilung alle Entwicklungen, die durch theoretische und politische Arbeiten im 20. Jahrhundert erreicht wurden, um diese Gegenüberstellung bereits in Frage zu stellen. Die Arbeit von Stuart Hall und Kolleg_innen zur Sprache der Erfahrung und der Vermittlung, etwa in ihrem Meilenstein „Policing the Crisis“, ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. In diesem Werk schreiben sie vom Schwarzen britischen Proletariat:

„Rassialisierte Unterdrückung war die spezifische Vermittlung, durch welche diese Klasse ihre materiellen und kulturellen Lebensbedingungen erlebte. Deswegen bildete „Rasse“ den zentralen Ausgangspunkt, von dem aus das Selbstbewusstsein dieser Klassenschicht konstruiert werden konnte“ (Hall u.a. 1979, Übers. d. Red.).

Ähnliche, wenn auch nicht identische, Argumente könnten in Bezug auf Geschlecht oder Sexualität gemacht werden.

... Es wurde in letzter Zeit viel über die „vergessene weiße Arbeiterklasse“ geredet, die angeblich Rache nimmt an einer urbanen und elitären „Kulturlinken“. Was sagt das über den Gebrauch – oder vielleicht eher „Missbrauch“ – des marxistischen Konzepts der „Klasse“ aus?

AT: Das Problem mit solchen Formulierungen ist, wie so oft bei ideologischen Phänomenen, dass sie zugleich Trugbilder – inkohärente Ansammlungen von Fantasien, Nostalgien und Wunscherfüllungen – sind *und* auf schrecklich performative Weise real sind. Ich glaube es ist in diesem Zusammenhang nützlich, uns an Marx' berühmten Brief an Weydemeyer aus dem Jahr 1852 zu erinnern, in dem er deutlich macht, dass nicht er es war, der den Begriff der Klasse erfand. Vielmehr seien es bürgerliche Historiker gewesen. Sein Zutun hätte vielmehr darin bestanden, den Klassenbegriff zu *historisieren*, die *Diktatur des Proletariats* ins Auge zu fassen und die *revolutionäre Abschaffung von Klasse* zu fordern. Anders ausgedrückt: Weder hat die Bezugnahme auf Klasse etwas spezifisch marxistisches an sich noch die Idee der Klassenpolitik. Insofern ist es nicht widersprüchlich oder gar ungewöhnlich, wenn reaktionäre Politik im Namen des Klassenbegriffs gemacht wird. Die Geschichte der unterschiedlichen Formen des Faschismus und nahverwandter politischer und ideologischer Formationen lehren uns das ebenso.

Trotz dieser Vorbehalte gibt es eine Vielzahl an nicht-ausschließenden Antworten auf dieses Dilemma: Man kann sich die Mühe machen, diese widersprüchliche Einheit (sprich: „die vergessene weiße Arbeiterklasse“) auf soziologischer Ebene zu entmystifizieren; man kann die historischen und materiellen Grundlagen erkunden, die dafür sorgen, dass bestimmte Teile der Arbeiterschaft leidenschaftliche Verhaftungen zu ihren ethno-rassialisierten Klassenidentitäten entwickeln; man kann unter den „Betroffenen“ dieser reaktionären Diskurse zur Agitation aufrufen. Vor allem aber kann man die Tatsache herausstellen, dass Ausbeutung und Ausgrenzung (oder eben gesellschaftliches „Vergessen“) in überdurchschnittlicher Weise die nicht-weiße Arbeiterklasse betreffen. Bei all dem darf man zudem nicht unterschätzen, welche deprimierende Anziehungskraft dem „psychologischen Lohn“ des Weißseins anhaftet. Eine Anziehungskraft, über die W.E.B Du Bois (1997) in seinem Buch „Black Reconstruction“ schrieb. Das erinnert uns zugleich daran, dass jegliche Art von „Klasseneinheit“ oder „Solidarität“ ein zutiefst prekäres Produkt politischer Arbeit ist und keineswegs ein tiefer liegender „Urgrund“, der lediglich durch kapitalistische Gehirnwäsche, liberale Ideologie oder eben „Identitätspolitik“ vernebelt wird.

**

Alberto Toscano lehrt am Goldsmiths College in London. Eine Rezension seines aktuellen Buches „Cartographies of the Absolute“ aus unserer Ausgabe 38 gibt's [hier](#).

Zum Weiterlesen

Angela Davis (1982): Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA. Elefanten Press, Berlin.

W.E.B. du Bois (1997): Black Reconstruction in America, 1860-1880. Free Press, New York.

Stuart Hall (1987): Antonio Gramsci – Long March Through the Institutions. Online einsehbar [hier](#).

Stuart Hall u. a. (Hrsg.) (1979): Policing the Crisis. Mugging, The State, and Law and Order. Macmillan Press.

Fredric Jameson (1996): Five Theses on Actually Existing Marxism. In: Monthly Review 47: 11, S. 1-10.

Karl Marx (1972 [1852]): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. Dietz Verlag, Berlin. Online einsehbar [hier](#).

Rosa Luxemburg (1922): Die Russische Revolution. Eine kritische Würdigung. Verlag Jean Flory, Paris.

Zitathinweis: kritisch-lesen.de Redaktion: „Solidarität ist das Ergebnis politischer Arbeit“. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1461>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Marx und seine Reproduktion



Essay von Gisela Notz

Warum Karl Marx ohne die Frauen in seinem Umfeld niemals der geworden wäre, der er war.

Essay von [Gisela Notz](#)

Wie viele andere SoziologiestudentInnen habe ich mir Anfang der 1970er Jahre „Das Kapital“ unter den Arm geklemmt und bin mit der U-Bahn zur Universität gefahren, um zum Kapitalkurs zu gehen. Zur dritten Veranstaltung kam ich zu spät. Ich entschuldigte mich, erklärte, ich hätte die Wohngemeinschafts-Kinder ins Bett bringen müssen. Dafür erntete ich Gelächter oder gar Buh-Rufe. Das weiß ich nicht mehr so genau, denn ich schämte mich unendlich. Anhören musste ich mir Sprüche, wie „die wichtigste Pflicht eines jungen Kommunisten ist Pünktlichkeit“ und „deine persönlichen Probleme interessieren hier nicht“. Als ich abends spät nach Hause kam, rief ich einen guten Freund an, der ebenfalls beim Kapitalkurs war. Ich teilte ihm mit, dass ich nicht mehr hingehen würde. Anstatt meine Partei zu ergreifen – was er allerdings schon im Hörsaal nicht getan hatte – wurde er ärgerlich, kritisierte mein Verhalten und machte mir deutlich, dass das so nicht ginge mit mir. Daraufhin haben wir uns eine lange Zeit nicht mehr gesehen. Heute kann er sich nicht mehr an den Vorfall erinnern.

Leider machte ich nie mehr einen Kapitalkurs...

Während meines Studiums beschäftigte ich mich mit Frauenlohnarbeit, Reproduktionsarbeit und mit dem Arbeitsbegriff bei Karl Marx. Ich bedauerte meinen „Abbruch“ des Kapitalkurses und holte zu Hause und mit meiner Studiengruppe nur ungenügend nach, was ich versäumt hatte. Noch später verewigte ich die Frauen der Familie Marx in meinen Kalendern „Wegbereiterinnen“, die seit 2003 erscheinen. Ich begriff die Widersprüche zwischen Theorie und „wirklichem Leben“. Ich verstand aber auch, warum die linken StudentInnen kein Verständnis für mich haben konnten. Kinder ins Bett bringen, das war schließlich keine Arbeit. Und mit Hilfe der Wohngemeinschaft kam ich auch *deshalb* nicht wieder zu spät. Einen Kapitalkurs besuchte ich nie wieder, beschäftigte mich jedoch mit feministischer Marx-Kritik.

Die meist verbreitete und bis heute andauernde feministische Marx-Kritik seit den 1970er Jahren bezieht sich darauf, dass die großen Gesellschaftstheorien, die sich mit Arbeit befassen, die Leistung der Frauen für die Erschaffung und den Erhalt der Gesellschaft (Reproduktionsarbeit) ignorieren. Tatsächlich hat Karl Marx die außerökonomischen Faktoren der Arbeit nicht erfasst, das heißt, die unbezahlte, hauptsächlich durch Frauen geleistete Arbeit wurde nicht als Basis für die Entwicklung des Kapitalismus betrachtet und spielt auch in der Theorie von Karl Marx und Friedrich Engels keine Rolle. Die Arbeiten im Haus, bei der Erziehung der Kinder, der Pflege der Hilfsbedürftigen und in der ehrenamtlichen sogenannten „freiwilligen“ Arbeit fallen nicht unter die Definition von Arbeit, weil sie bekanntlich nicht bezahlt und privat, ohne Arbeitsvertrag, ohne tarifvertragliche und soziale Rechte erbracht werden und angeblich auch unbezahlbar sind. Aus dieser Ignoranz ergeben sich eine Reihe von Problemen, denn die Arbeiten, die nicht Erwerbsarbeit sind, sind gesellschaftlich ebenso notwendig wie die Erwerbsarbeit. Die bloße Behauptung, die Hausarbeit sei ebenso produktive Arbeit, die in Verbindung mit der in den großen Fabriken geleisteten Arbeit für die Vergrößerung des Mehrwerts Sorge, ändert (noch) nichts an den geschlechterhierarchischen Zuschreibungen, an der isolierten Arbeitssituation von Hausfrauen oder (wenigen) Hausmännern und an der Tatsache, dass diejenigen, die sie leisten, von ihrem Ertrag nicht eigenständig existieren können.

Was sind „alle Verhältnisse“, die umgeworfen werden müssen?

Für Karl Marx galt es „...alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“. Dieser Grundsatz gilt auch heute als geeignetes Kriterium für die Bewertung von Gesellschaftstheorie und politischen Praxen emanzipatorischer Bewegungen. Nach diesem strategischen Grundsatz müsste – gäbe es keine Mängel im Lehrgebäude von Marx – auch die Frauenunterdrückung einbezogen sein. Aber was sind „alle Verhältnisse“? Ökonomische Verhältnisse sind eine, aber nicht die einzige Form von Unterdrückung und Erniedrigung, die die Arbeiterklasse erfährt. Die feministische Forschung, mit der ich mich seit dem Studium beschäftige, kritisierte die Annahme, dass das Herrschaftsverhältnis zwischen Kapital und Arbeit die grundlegende Form der Unterdrückung sei. Ich lernte, dass die Reproduktionsarbeit, die vor allem – auch heute noch – wesentlich von Frauen geleistet wird, von Marx zwar vorausgesetzt, in seinen Analysen aber vernachlässigt wird. Die Reproduktionsarbeit von Frauen ist für den Bestand der Lohnarbeitsverhältnisse aber nicht marginal, sondern zentral und zudem für die Unterdrückung von Frauen funktional. Die doppelte Ausbeutung der Frauen lässt sich jedoch nicht einfach auf dieses Unterdrückungsverhältnis zurückführen. Der von den MarxistInnen lange vertretenen These, der „Hauptwiderspruch“ zwischen Kapital und Arbeit

strukturiere auch das Verhältnis der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, weshalb die Auflösung des „Hauptwiderspruches“ durch die sozialistische Revolution die Voraussetzung der Lösung des „Nebenwiderspruchs“ der Frauenbefreiung sei, konnte ich – ebenso wie andere linke Feministinnen – nicht mehr folgen. Durch meine Arbeit in der Redaktion der *beiträge zur feministischen theorie und praxis* und die Zusammenarbeit mit Frauen aus verschiedenen Herkunftsländern lernte ich bald, dass Rassismus eine weitere wichtige Form der Unterdrückung darstellt. Der Zusammenhang von Rasse, Klasse und Geschlecht (race, class, gender) wurde innerhalb der feministischen Forschung breit diskutiert. Vor allem durch die Genderforschung wurden wir bald damit konfrontiert, dass auch diese in Wechselwirkung bestehenden Unterdrückungsformen redundant seien und weitere Diskriminierungsformen (wie Sexualität, Alter, Gesundheit, Beeinträchtigungen etc.) nicht berücksichtigten. Alle Verhältnisse zu berücksichtigen ist deshalb das Anliegen der Feministinnen, die sich mit der Theorie der Intersektionalität befassen und eine Vielfalt von Unterdrückungsformen untersuchen. Schade, dass die Diskussion über diese Theorie fast ausschließlich im Elfenbeinturm der Wissenschaften stattfindet und die Anbindung an die Praxis weitestgehend verloren geht. Die Gefahr, dass das Subjekt der Unterdrückung (die ArbeiterIn, die Migrantin, die Frauen qua Geschlecht) oder die Ursache der Unterdrückung (Klassenverhältnisse, Geschlechterverhältnisse, Neo-Nationalismus, Sexismus) verloren geht, ist groß, während die Ausbeutung bleibt.

Die Reproduktionsarbeit im Hause Marx

1843 heiratete Karl Marx Jenny von Westphalen. Sie war für Marx Geliebte, Sekretärin und Kampfgefährtin. Sie las, lektorierte und korrigierte seine Werke, schrieb seine oft für andere unleserlichen Manuskripte ab und sorgte so für die Druckreife seiner Schriften. Sie hielt ihm den „Rücken frei“, damit er seine philosophischen und gesellschaftskritischen Werke schreiben konnte. Dafür nannte er sie „liebe gute Herzensjenny“. Die Hauptlast der Sorge um das tägliche Leben und um Hab und Gut sowie um die Ernährung und Erziehung der Kinder lag offensichtlich bei Jenny. Dass sie auch die Hausarbeit machte, ist in den Erzählungen über sie nicht erwähnt. Nach der Heirat hauste das Paar mit dem ersten Kind in einer engen Wohnung. Jenny hatte offensichtlich nie gelernt, einen Haushalt zu führen. Als sie sich bei ihrer Mutter über die schrecklich Überforderung durch die zusätzliche Haus- und Sorgearbeit beklagte, schrieb Caroline von Westphalen: „Ich schicke Dir das treue liebe Lenchen, als das Beste, was ich dir schicken kann.“ Jenny nahm die Hausgehilfin Helena (Lenchen) Demuth, die sie bereits in ihrer Herkunftsfamilie betreut hatte, mit in ihre eigene Familie. Das Revolutionsjahr 1848/49 verbrachten sie mit Helena in Köln, wo Karl Marx und Friedrich Engels die *Rheinische Zeitung* herausbrachten. Als Mitte Mai 1849 ein Ausweisungsbefehl Karl Marx aus Köln vertrieb, begleitete Lenchen die Familie

über Frankreich und Belgien nach London ins Exil. Sie betreute die sieben Kinder, von denen vier früh starben und lediglich drei Töchter das Erwachsenenalter erreichten, verwaltete die knappe Haushaltskasse und verhandelte mit den Pfandverleihern. Der „praktische Hausgeist“, wie Paul Lafargue, Schwiegersohn von Karl Marx und Ehemann seiner Tochter Laura, sie später nannte, lernte die englische Sprache, kochte Kartoffeln und buk Brot, schneiderte für sich und die Kinder, teilte mit „hausfraulichem Geschick“ und Sparsamkeit das wenige Geld ein. Auch Freuden und Leiden, Erfolge und Niederlagen und die permanente Armut teilte sie mit der Familie Marx.

Die Marx-Töchter waren nicht nur davon überzeugt, es dem geliebten Vater schuldig zu sein, für ihn und seine Sache bedingungslos einzutreten. Sie wurden selbst zu überzeugten Sozialistinnen. Die älteste Tochter Jenny (verh. Languet), Laura (verh. Lafargue) und die jüngste Tochter Eleanor (später Marx-Aveling), genannt Tussy, gingen nicht nur zu Hause „ihrer Mutter an die Hand“, sondern bemühten sich gleichzeitig, gute Töchter ihres Vaters zu sein. Wie ihre Mutter Jenny von Westphalen bewährten sie sich als seine Sekretärinnen und Übersetzerinnen, halfen ihm bei der Korrespondenz, ordneten Bücher und Manuskripte, dolmetschten für ihn und verwalteten später mit Friedrich Engels seinen Nachlass. Eleanor wurde die unverdrossene Krankenpflegerin der Familie. Wie Wilhelm Liebknecht später schrieb, trat sie in die großen Fußstapfen des Vaters, indem sie ihren durchdringenden „Verstand dem Kampf für die Befreiung der Unterdrückten und Ausgebeuteten weihet“. Den oft kranken Vater begleitete sie zu seinen Kuren.

Eleanor schrieb später: „Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, ohne Jenny von Westphalen hätte Karl Marx niemals der sein können, der er war.“ Vielleicht hätte er es auch ohne Eleanor Marx-Aveling, ohne Laura Lafargue, ohne Jenny Longuet, und wahrscheinlich auch nicht ohne die „treue Genossin“ und lebenslange Freundin Helena Demuth das „Kapital“ schreiben können.

Eine unentbehrliche Genossin

Nicht nur hatte Lenchen Demuth Marx während seiner Krankheit liebevoll gepflegt, sie hatte auch – wie Historiker später schrieben – einen „unehelichen“ Sohn mit ihm und galt vielen als Marx' „illegitime“ Frau. Nach Marx' Tod führte sie das Haus von Friedrich Engels, mit dem sie eine kameradschaftliche Partnerschaft verband und politische Fragen und „Parteisachen“ erörterte. Marx und Engels und Lenchen Demuth kümmerten sich offensichtlich weniger um bürgerliche Konventionen als die vielen HistorikerInnen und JournalistInnen, die sich bis heute über diese Beziehung die Mäuler zerreißen. Außergewöhnliche Lebensformen gab es schon immer in der Geschichte und wird es auch weiter geben. Als Mitgestalterin der sonntäglichen Tafelrunden lernte Helena Demuth SozialistInnen aus vielen Ländern kennen. Auch ihren Sohn Freddy traf sie regelmäßig und Eleanor stand in

regem Briefwechsel mit ihr. Die „treue Genossin“, wie August Bebel sie nannte, war es auch, die den schriftlichen Nachlass von Karl Marx ordnen half und dabei die Manuskripte zum zweiten Band des Kapitals entdeckte. Friedrich Engels ermöglichte sie ungestörte Stunden am Schreibtisch, wie sie das vorher für Karl Marx getan hatte. Nachdem sie im Oktober 1890 schwer erkrankt war, starb Lenchen Demuth am 4. November 1890 in London und wurde auf dem Londoner Highgate Friedhof im Grab von Karl und Jenny Marx beerdigt, so wie beide es sich zu ihren Lebzeiten gewünscht hatten. 1954 kam Eleanors Urne hinzu. Friedrich Engels schrieb in seinem Trauerbrief: „Lenchen und ich waren die zwei Letzten der alten Garde von vor 1848. Wenn während langer Jahre Marx und ich Ruhe zum Arbeiten fanden, so war das wesentlich ihr Werk.“ Was im Kleinen gilt, gilt auch im Großen: Marx’ Schriften, sein theoretisches und praktisches Wirken, seine enge Zusammenarbeit mit Engels: All das wäre ohne die Arbeit der Frauen in seinem Umfeld nicht möglich gewesen.

Weiterlesen

Gisela Notz hat gemeinsam mit anderen SozialwissenschaftlerInnen 2014 den Sammelband „Marx für SozialwissenschaftlerInnen. Eine Einführung“ herausgegeben (Springer VS, Wiesbaden 2014). Darin findet sich auch ihr Aufsatz „Zur feministischen Kritik des marxistischen Arbeitsbegriffs“.

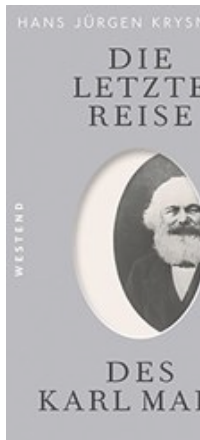
Seit 2003 gibt Gisela Notz beim Verlag AGSPAK jährlich den Kalender „Wegbereiterinnen“ heraus. Der Kalender 2018 ist kürzlich erschienen. Im 2008er Kalender findet sich ein Kalenderblatt zu Helena (Lenchen) Demuth.

**

Gisela Notz ist Historikerin und Sozialwissenschaftlerin und lebt und arbeitet in Berlin.

Zitathinweis: Gisela Notz: Marx und seine Reproduktion. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1457>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Ohne den Prophetenbart



Hans Jürgen Krysmanski Die letzte Reise des Karl Marx

In seiner Erzählung über die letzte Reise des Karl Marx verwebt Hans-Jürgen Krysmanski kunstvoll historische Fakten und Fiktion.

Rezensiert von [Jens Renner](#)

Ein Foto ist nicht erhalten geblieben. Ende April 1882, weniger als ein Jahr vor seinem Tod, hatte Karl Marx „den Prophetenbart und die Kopfperücke weggeräumt“ (S. 12). Wegräumen lassen – von dem Barbier E. Duterte in Algier. Hans-Jürgen Krysmanski erzählt die Anekdote am Beginn seines Büchleins „Die letzte Reise des Karl Marx“. Motiv für das „Haaropfer“ (Marx) war die nordafrikanische Hitze, aber auch der Versuch, seiner „Ikonisierung als Markenzeichen“ (S. 57) entgegenzutreten, vermutet Krysmanski.

Es war seine angeschlagene Gesundheit, die Marx im Februar 1882 von London aus diese Reise antreten ließ – die erste außerhalb Europas. Im milden Mittelmeerklima wollte er seine chronische Bronchitis kurieren und diverse andere Krankheiten lindern. Das war letztlich vergeblich – Marx starb am 14. März 1883 in London.

Krysmanski erzählt aber nicht die Geschichte eines erfolglosen Kuraufenthalts, sondern anregende Wochen im Leben eines revolutionären Denkers, den er verehrt, aber nicht heroisiert. Marx' unangenehme Eigenschaften verschweigt er nicht. Da ist etwa sein „ausgeprägter Hang zu persönlichen Fehden mit tatsächlichen und eingebildeten Feinden“, mit denen er „viel zu viel Zeit und Lebenskraft“ (S. 25) verschwendete. Beispielhaft zitiert er Marx' ziemlich niveauarme Beleidigungen Bakunins, die komplette Generationen von Marxist_innen zu ähnlich platten Phrasen gegen den „großsprecherischen Radikalinski“ und seine anarchistischen Anhänger_innen animierten.

Mag man Marx' Streitsucht als persönliche Schwäche abtun, so gilt das nicht für die Leerstellen seiner Theorie. Um das zu verdeutlichen, erfindet Krysmanski die junge Feministin Vera Stirner, der Marx schon auf der Überfahrt nach Nordafrika

begegnet. In Algier zeigt sie dem alten Mann seine persönlichen und politischen Grenzen auf, angeregt durch die Lektüre von August Bebels einflussreichem Bestseller „Die Frau und der Sozialismus“. „In der Liebeswahl müsse die Frau dem Manne frei und ungehindert sein“, referiert sie Bebel, den Marx seinen Freund nennt, aber von rechts kritisiert: „Ja, dieser Bebel, dieser Brausekopf, manchmal übertreibt er.“ (S. 71f.) Ein Wegbereiter des Feminismus war Marx mit Sicherheit nicht, eher ein gütiger Patriarch und Familienmensch, der gern mit den Enkelkindern herumtollte: „Das ist es, was ich unter Ruhe verstehe: Familienleben, den Lärm der Kinder, diese mikroskopische Welt, die viel interessanter ist als die makroskopische.“ (S. 76)

Auch wenn die Kur unter der Sonne Algiers nicht anschlug, war die Reise für Marx nicht wirkungslos. Nun, da sein „Gehirn immer wacher und der Körper immer gebrechlicher wurde“ (61), brachten die Wochen im Süden neue Erkenntnisse, politische und wissenschaftliche. Bei einem Zwischenstopp auf der Rückreise lässt Krysmanski Marx – wie passend: in Monte Carlo! – zum Entdecker des „Kasinokapitalismus“ werden. Sich selbst zitierend (MEW 23: 788), „schreit“ er am menschenleeren Strand die Wahrheit über die kriminelle Energie des Kapitals „hinaus“ in die Welt: „Mit entsprechendem Profit wird Kapital wach ... 100 Prozent, es stampft alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf Gefahr des Galgens.“ (S. 73) Eine gern zitierte „Stelle“, die sich mal wieder im Zusammenhang zu lesen lohnt – genauso wie diverse andere Zitate aus den blauen Bänden, die Krysmanski verwendet.

Vollständig fiktiv ist dann wieder eine Szene, in der Marx seiner Tochter Laura sein neu gewecktes Interesse am Finanzkapital, der Börse und den dort handelnden – und profitierenden – Personen erläutert und andeutet, welchen Stellenwert das in den folgenden Kapital-Bänden haben sollte:

„Ja, es gehe um Klassen, um mehr als die zwei, von denen alle Welt redet, und auch um neue Eliten. Zu diesen Handelnden habe er bislang zu wenig geschrieben. Da seien Algier und vor allem Monte Carlo eine Offenbarung gewesen.“ (S. 81)

Was Marx versäumte, hat sein Biograf nachgeholt: Krysmanski gilt als Mitbegründer der Power Structure Research; in mehreren Büchern hat er untersucht, wie die globale Geldelite politische Entscheidungen in ihrem Sinne beeinflusst. Nimmt man die ausgedachte Szene für bare Münze, dann hat er seinen Forschungsauftrag indirekt vom großen Meister bekommen. Wer Krysmanski („Krys“) gekannt hat, wird – neben der kleinen Eitelkeit – auch die in dieser Passage enthaltene Selbstironie nicht übersehen.

Hans-Jürgen Krysmanski starb, 80 Jahre alt, im Sommer 2016. Seine politischen Analysen – etwa über die „0,1%“ der Superreichen und ihren Einfluss auf die globale Politik – mögen wichtiger sein als „Die letzte Reise des Karl Marx“. Mit der teils historisch belegten, teils fiktionalen Erzählung hat er aber etwas hinterlassen, das die allermeisten marxistisch geschulten Intellektuellen nicht nur seiner Generation hoffnungslos überfordern würde: ein kleines Juwel, gut geschrieben, humorvoll und unterhaltsam im besten Sinne, zugleich aber dazu anregend, die zitierten „Stellen“ aus den blauen Bänden noch einmal nachzulesen und auf ihren Gebrauchswert für linke Debatte und Politik heute zu überprüfen.

Hans Jürgen Krysmanski 2014:

Die letzte Reise des Karl Marx.

Westend Verlag, Frankfurt a. M.

ISBN: 978-3-86489-072-7.

109 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Jens Renner: Ohne den Prophetenbart. Erschienen in: Marx!. 46/2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1454>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Der weichgespülte Karl Marx



Raoul Peck (Director)

Der junge Karl Marx
Film

Der harmlose Historienfilm wird weder dem brillanten Philosophen noch dem radikalen politischen Kämpfer gerecht.

Rezensiert von [Sabrina Pohlmann](#)

Raoul Peck, der zuletzt mit „I am not your negro“ eine oskarnominierte Auseinandersetzung mit der schwarzen Bürgerrechtsbewegung veröffentlichte, hat Karl Marx' Leben verfilmt; genauer, Marx' prägende Jahre. Der Film deckt die Jahre 1843-48 ab und hält sich weitestgehend an die geschichtlichen Fakten.

Ist politische Schlagkraft zu erwarten von einer Marx-Biografie, die auf der Berlinale zu sehen ist? Nein, denn ein Film als Ware muss sich der kapitalistischen Logik des Kulturbetriebs fügen – Filmförderungen und wohlwollende Rezensionen, die nötig sind für Kinoeintrittsgelder, lassen sich schlecht mit ernst gemeinter Kritik am Establishment vereinbaren. Ja, denn schließlich gibt es immer wieder Hacks und kleine Freiräume auch unter den bestehenden ökonomischen Zwängen. Immerhin könnte „Der junge Marx“ ja ein trojanisches Pferd sein, das aufrührerische Gedanken in die Kinosäle schmuggelt. Geht ein Filmclub ins Kino, schaut den Marxfilm, weil gerade nichts Besseres läuft und ist plötzlich mit Kommunismus infiziert. Oder will zumindest wissen, was genau es nun mit den Schriften, von denen da im Film die Rede ist, auf sich hat und informiert sich weiter.

Nach dem Ansehen ist das allerdings zu bezweifeln. Die Belanglosigkeit überwiegt. Die Konflikte, die Marx' Wirken prägten, werden hölzern dargestellt, ohne Herz, fast schon oberflächlich. Das ist das Gegenteil von lebendiger politischer Bildung und wird bestimmt niemanden begeistern oder auch abstoßen, sondern einfach nur kalt lassen. Es ist schlimmer als eine provokante Darstellung von Marx oder dessen Denken, denn über die könnte man diskutieren, in Streit geraten, Gespräche führen. Aber Pecks Film soll scheinbar allen gefallen, negative Kritik vermeiden. Er traut sich nichts und treibt Marx damit alles Widerständige erfolgreich aus.

Es menschtelt: Karl ist verkatert, Karl flirtet, Karl lernt Englisch. Das ist historisch akkurat, aber auch langweilig und ästhetisch ermüdend brav. Er erinnert bisweilen

an einen Studenten im 14. Semester in einer Altbau-WG, inklusive Geldproblemen. Wie nett. Seine Rolle ist von Anfang an klar: Er ist ein moralisch reiner Kämpfer, der sich mit seinen Schriften unermüdlich für die Schwachen einsetzt und keiner intellektuellen Diskussion aus dem Weg geht. Durch geschichtliche Korrektheit ist das alles unangreifbar, aber leider auch eindimensional. Es prallt ab. Ich fühle mich um die Konflikte gebracht, die Unsicherheiten, die Zweifel und die Schwachstellen – kurz, die ernstzunehmende Auseinandersetzung.

Karl Marx' Leben hat sein Werk natürlich beeinflusst, etwa, weil er seinen Freund und Coautoren Engels traf oder mit Fabrikbesitzern diskutierte, was er später in seinen Analysen verarbeitete. Im Film wird dies leider nur angedeutet. Einzelne, bekannte Schlüsselzitate werden von Karl in passenden Situationen laut ausgesprochen, was einen reichlich konstruierten Eindruck macht. Aus dem Kontext gerissen werden die berühmten Worte damit außerdem zu wohlklingenden Punchlines degradiert, die kaum einen Weg zu tieferem Verständnis von Marx' Denken öffnen. Wer das Zitat erkennt, kann es mitsprechen, so wie auf einem Konzert die engagiertesten Fans alle Songtexte auswendig im Chor singen oder Teilnehmer*innen von Wetten, dass...? Pi bis auf 200 Nachkommastellen auswendig sagen. Es fühlt sich vertraut an, die legendär gewordenen Worte zu wiederholen. Das ist allerdings letztendlich identitäre Selbstvergewisserung für linke Kenner. Es bietet kaum Erkenntnisgewinn für Interessierte ohne Vorwissen, denn die Zitate werden nicht erklärt.

Einige starke Stellen, in denen die zeitgemäßen Diskussionen und Konflikte deutlich werden, gibt es dann aber doch. Etwa, als Marx mit Proudhon heftig streitet oder als Marx und Engels sich beim Bund der Gerechten durchsetzen und ihn damit zu einem Vorläufer kommunistischer Organisationen machen – nicht ohne Widerstand auch einiger Arbeiter*innen. Weil der Kontext dieser Szenen nicht verständlich gemacht wird, sind diese jedoch für Outsider kaum verständlich. Denn die wissen ja eben gerade nicht, wer Proudhon war oder was es mit dem Bund der Gerechten auf sich hatte.

Eine der radikalsten Szenen, indem der unmittelbare Konflikt der Arbeiter*innen mit der besitzenden Klasse deutlich wird, ist die, in der der 14-Stunden-Tag der Weber*innen als das benannt wird, was er ist: Ausbeutung! Nicht mal der neoliberalste FDP-Wähler dürfte dem heute noch widersprechen. Hier zeigt sich, wie offen zur Mitte der Film ist: Er versetzt Klassenkonflikte in einen historischen Kontext und vermittelt somit vielleicht (unbeabsichtigt) den Eindruck, das gäbe es heute nicht mehr, in Deutschland mit seinen strengen Kündigungsgesetzen und Arbeitszeitregelungen. Ungewollt anschlussfähig ist er somit für Fans der sozialen Marktwirtschaft, die soziale Kämpfe als in die Vergangenheit gehörend verorten.

Die Chance, Theorie ansatzweise zu vermitteln oder zumindest Erstinteresse an

Theorie herauszukitzeln, hat Peck verspielt. Sein Film ist von jeder Kontroverse weit entfernt, die Radikalität marxistischer Theorien wird geglättet und anschlussfähig für bürgerlich-liberale Interpretationen. Das kommt wenig überraschend, ist aber trotzdem schade.

Ist das letzten Endes nun egal oder doch eine Gefahr für linke Politiken? Na ja. „Der junge Marx“ wird durch dieses historische Porträt in eine Reihe gestellt mit Filmen über englische Könige wie „The King’s Speech“ oder „Lawrence von Arabia“. Es handelt sich hier um kommerziellen, weichgespülten Kitsch. Das ist ärgerlich, aber andererseits nicht erfolgreich genug, um größere Wirkung zu entfalten.

Raoul Peck (Director) 2017:

Der junge Karl Marx. Film.

Zitathinweis: Sabrina Pohlmann: Der weichgespülte Karl Marx. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1456>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Wider den Zeitgeist



Gareth Stedman Jones

Karl Marx
Die Biographie

Das Bekannte ist darum – weil es bekannt ist – nicht erkannt. Ein besonderes, großartiges Buch mit einer unbedingten Leseempfehlung!

Rezensiert von [Kornelia Hauser](#)

Innovative Sozial- und Kulturgeschichte, Revolution und Theorie, radikale Denkformen: Die Sozialgeschichte Englands besitzt eine starke marxistische Tradition mit – um nur die zu nennen, die auch durch Übersetzungen ins Deutsche bekannt wurden – Autoren wie E.P. Thompson, Eric Hobsbawm, Christopher Hill, Perry Anderson und auch Gareth Stedman Jones.

Einen ersten Hinweis auf das Projekt dieser Marx-Biografie findet man in einem Interview, das der Historiker Peter Schöttler 1988 mit Stedman Jones führte. Er spricht von „einem kleinen Buch über Marx“ (Stedman Jones 1988, S. 315). Daraus geworden ist die große *Biografie eines Werks*, die ein menschliches Subjekt entwickelte, veränderte, korrigierte, anschloss und anschlussfähig machte und dessen Werden entfaltet wird. Die wissenschaftliche, parteiförmige, gewerkschaftliche Vermittlung des Marxismus im 20. Jahrhundert zeigte einen Marx, der nur sehr entfernt mit dem konkreten Marx des 19. Jahrhunderts zu tun hatte: „Die Person, die dabei entstanden war, war ein furchteinflößender bärtiger Patriarch und Gesetzgeber, ein Denker von gnadenloser Konsequenz mit einer bestechenden Zukunftsvision“ (S. 13).

Marx' Inspirationen

In welchen Kontexten entstanden die Ideen von Marx?

„Es gab die Schönheit der griechischen polis, die Inspirationen der Dichter und Dramatiker aus Weimar, [...] die Wunder der romantischen Liebe. Aber Karl war nicht nur Produkt der Kultur, in die er hineingeboren wurde. Er war von Anfang an auch fest entschlossen, der Welt seinen Stempel aufzudrücken.“ (S. 14)

Außerdem „die Macht der deutschen Philosophie“ (ebd.) (die Junghegelianer, besonders Feuerbach); und die sozialen (Industrialisierung), politischen (die Revolutionen in Europa), persönlichen Bedingungen. Frühe Dichtungs-Aspirationen und Schriftstellerei zeigen den jungen Karl (wie er von Stedman Jones genannt wird, um wirklich deutlich zu machen, dass er nicht über eine Ikone schreibt) auf der Suche nach seinen ganz besonderen eigenen Fähigkeiten, nach seiner Selbstbeauftragung.

„Karl gehörte einer Generation von Autoren an, die in ihren Arbeiten zum Übergang von der alten zur modernen Gesellschaft der Wirkung Darwins vorausgingen. [...] Sie waren alle Juristen, ihr Blick auf archaische Gesellschaften war nicht naturhistorisch, sondern rechtswissenschaftlich – auch die politische Ökonomie wurde im 19. Jahrhundert dem Gebiet des Rechts zugeschlagen.“ (S. 715)

Seine Zeitgenossen sahen wie er Geschichte, Entwicklung und Fortschritt als gleich an, als eine „progressive Bewegung von niedrigen zu höheren Stufen“ (ebd.). Zum Beispiel lässt die von Stedman Jones sorgfältig entwickelte Berliner Auseinandersetzung mit den Denk- und Begreifenswerkzeugen, die sich an der Religionsfrage schärften, den Bruch, den alle, die je von Marx hörten, irgendwie kennen, in seiner Radikalität erfassen: Wie aus der Frage nach der Selbstentfaltung des Menschen, durch Religion und Gesellschaft verhindert, jene nach Klassen wird.

Klassenkampf statt Liberalismus

In welchen Verkennungszusammenhängen Marx während der „Revolutionen der Jahrhundertmitte“ theoretisierte, kann im 8. Kapitel studiert werden. Marx sah – vor allem in der Februarrevolution – einen offenen Kampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat „losbrechen“ (S. 305), einen „Klassenkampf“, der als Begriff – so Stedman Jones – auch im 20. Jahrhundert zu wenig kritisch hinterfragt wurde. Die Reformprogramme der Liberalen in Europa forderten individuelle Rechte, Meinungs-, Koalitions-, Pressefreiheit und Rechtsstaatlichkeit, hinter denen sich Arbeiter und Bourgeoisie versammelten. Sie wurden von Marx nicht ernst genommen.

„Diese Geringschätzung politischer und rechtlicher Aspekte setzte sich fort, doch ab 1845 änderte sich die Begrifflichkeit. Nun stand das Proletariat nicht mehr im Gegensatz zum Privateigentum, sondern es befand sich im Klassenkampf gegen die ‚Bourgeoisie‘. Das war eine neue Auffassung von der historischen Bedeutung der Arbeit“ (S. 372).

Es ist interessant, wie starr und ausdauernd Marx – gegen alle Zeitgenossen – in seinen Artikeln zur europäischen 1848er Revolution an seinem Desinteresse an der

politischen Verfasstheit (besonders an der Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Männer) der Gesellschaft und den Motiven der Revolutionäre bezogen auf die staatliche und gesellschaftliche Teilhabe festhielt. Die nicht zu Ende gebrachten und im besten Fall schwankenden „Umriss“ von staats- und politiktheoretischen Schriften können in ihrer Rekonstruktion als ernstzunehmendes Problem fehlender beziehungsweise verkennender Eingriffsmöglichkeiten aufgehoben werden. Ein festes Rückgrat (Begriffsemble) und elastische Extremitäten (Verarbeitung politisch-sozialer Konstellationen) – um ein Bild zu gebrauchen – sind für eingreifende Theoriebildung überlebensnotwendig.

Wir können an Verunsicherungen teilnehmen, die durch Schreibprobleme (der Folgebände des 1. Band des Kapitals) entstehen: Marx hat Schwierigkeiten, die Zirkulationssphäre auszuarbeiten als ihm durch Lektüreerfahrungen Zweifel kommen, ob die kapitalistische Produktionsweise tatsächlich weltweit durchgesetzt sein muss oder nicht eher als Phänomen der westlichen Länder gewertet wird; und wenn ja, was bedeutet das für Russland, in der eine erste marxistische Gruppierung 1883 gegründet wurde, die in Briefkontakt mit Marx Probleme der theoretisch-politischen Entwicklung diskutierte?

Im Dialog mit Zeitgenossen

Schon um die Verschiebungen, die Marx in die philosophischen und theoretischen Diskurse brachte, in ihrer Besonderheit aber auch in ihren vorausgesetzten Leistungen anderer einordnen zu können, werden die Zeitgenossen ausführlich zum Reden gebracht. Stedman Jones sieht die Schriften von Marx als Interventionen in politische und philosophische Kontexte, die es zu rekonstruieren gilt. Ohne den Filter, den die Ikonisierung (so der Prolog des Buches) von Marx/Marxismus Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts herstellte, werden die Äußerungen und Texte der Zeitgenossen, von denen nicht wenige als Konkurrenten wahrgenommen wurden (z.B. Bruno Bauer, Proudhon, Bakunin, Lassalle) so intensiv untersucht wie die von Marx selbst. Es ist (auch noch einmal) interessant nachzulesen, wie stark die Auseinandersetzungen mit und gegen Hegel, durch Feuerbach entzündet, das menschliche Wesen, Naturrecht, Entfremdung, Freiheit und vor allem bei Marx das frühe Beharren auf der Selbsttätigkeit des Menschen (auch gegen die Evolutionslogik von Darwin) innerhalb und gegen religiöse Denkformen anphilosophierte. „Der Mensch macht sich selbst zum Opfer der Abstraktionen, die er geschaffen hat“ und deshalb bewahre er sich „die Fähigkeit, sich von der entfremdenden institutionellen Struktur zu befreien, die mit dem Patriarchat, dem Privateigentum und der Religion entstanden war“ (S. 244). Die Kontextualisierung der Konzepte hat – da das fordernde, mehr als 900 Seiten starke Buch für Interessierte und nicht nur für den wissenschaftlich gebildeten und arbeitenden Verstand geschrieben ist – ein methodisches mitlaufendes Dauerthema: kein

Gegenstand kann für sich allein untersucht werden: Religion nicht ohne Patriarchat, Privateigentum muss im Verhältnis anderer gesellschaftlicher Formen begriffen werden. Diese Textstruktur als Selbstaufklärungswerkzeug wird gestützt durch die Mitarbeit von Stedman Jones an den „History Workshops“ mit Arbeiter_innen und Gewerkschaftsmitgliedern seit den 60er Jahren. Mit ihnen sollten „Arbeitsformen“ gefunden werden, „die ihren intellektuellen Fähigkeiten entsprechen und ihr Selbstbewusstsein stärken“ (Stedman Jones 1988, S. 282), ohne zu „oral history“ zu werden, denn die Schreibenden sollten lernen, ein *theoretisches* Erkenntnisinteresse zu formulieren.

Lebenstätigkeiten von Marx, die seinen Alltag betreffen, sein Familienleben, seine (vielen, teils lebensbedrohlichen) Krankheiten, die Tode mehrerer seiner Kinder, seine teils (vor allem in London) elenden Wohnverhältnisse und so weiter kommen immer wieder vor, kompakt eingestreut; die Bedingungen, unter denen gedacht und geschrieben, um Geld gebettelt und häufig nicht ausreichend gegessen wurde, der überraschende Optimismus in finsternen Zeiten, Zweifel und das Hadern mit ungelösten theoretischen Problemen werden angeleuchtet; der Habitus des Protagonisten wird durch die Jahre durch Kommentare von Freunden und Feinden gespiegelt; immer wiederholt wird der autoritäre Gestus von Marx: „Er sprach nicht anders als in imperativen, keinen Widerspruch duldenden Worten, die übrigens noch durch einen mich fast schmerzlich berührenden Ton [...] verschärft wurden.“ (zit. nach Pawel Annenkow, S. 275)

Mit der Konstruktion des Marxismus – wie bekannt und noch einmal konkret nachlesbar – durch Engels, streitet Stedman Jones implizit gegen die *passive Rezeption von Begriffen*. Was er als Komplexitätsreduktionen und Reaktion auf konkrete politische Anforderungen in den Engelschen Vermittlungen des Marxschen Werkes – anhand des Klassenbegriffs, des Staatsverhältnisses, des notwendigen Zusammenbruchs des Kapitalismus vorführt, können wir verlängern in die im Alltagsverstand angekommenen und somit dem Ressentiment anheimgegebenen Wörter Hegemonie, Populismus, Gender ... (ist zu erweitern). Sie alle bedeuten etwas, sind nicht einfache heuristische Instrumente ohne Konsequenz.

Einige deutsch- und englischsprachige Rezensionen, die einfach im Netz aufzufinden sind, lesen sich wie Kommentare aus einem Oberseminar: es gäbe nichts Neues zu lesen, bestimmte Materialien und Themen seien nicht berücksichtigt worden; es fehlten Hinweise auf einen erneuerten Marxismus und so weiter. Ein Wettbewerb des Besser-Wissens, der keinen Zugewinn an Erkenntnis birgt und darüber schweigt, dass der Text für Viele geschrieben wurde und besonders gelungene Geschichtsschreibung ist.

Wenn man bedenkt wie radikal – und gegen Darwin – Marx den Menschen schon

im 19. Jahrhundert als selbsttätigen philosophierte, indem er die Natur des Menschen als seine *Geschichte* definierte, die keinen Rückgriff auf eine andere Natur ermögliche und innerhalb derer er sich als Vernunft auf sich selbst beziehen kann, erscheinen die aktuellen Gender-Debatten, die erneuerten rassifizierten Nationalismen, ebenso radikal in ihrer Verdunkelung des schon zu Wissenden. Der marxistische Marx des 19. Jahrhunderts ist entlassen und der Marx, der brilliant-intelligente Problemformulierungen und deren Bauweise lehrte, kann mit Stedman Jones erstmalig oder erneuert angeeignet und eingelassen werden.

Zusätzlich verwendete Literatur

Stedman Jones, Gareth (1988): Klassen, Politik, Sprache. Für eine theorieorientierte Sozialgeschichte. Aus dem Englischen von Barbara Hahn, Gabriela Mischkowski, Peter Schöttler. Westfälisches Dampfboot, Münster.

Gareth Stedman Jones 2017:
Karl Marx. Die Biographie.
S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.
ISBN: 9783100366108.
896 Seiten. 32,00 Euro.

Zitathinweis: Kornelia Hauser: Wider den Zeitgeist. Erschienen in: Marx!. 46/2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1455>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Ein Kompagnon mit Stärken und Schwächen



David Harvey

Marx' „Kapital“ lesen

Ein Begleiter für Fortgeschrittene und Einsteiger

Marx' berühmteste Schrift ist keine leichte Kost. Kann David Harvey uns dabei helfen?

Rezensiert von [Felix Matheis](#)

Im Jahr 2017 jährte sich das Erscheinen des ersten Bandes von Karl Marx' wichtigstem Werk „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie“ zum einhundertfünfzigsten Mal. Marx' monumentaler Publikation wurde daher ein erfreuliches Maß an Aufmerksamkeit zuteil. Den dicken Band im Original zu studieren, schreckt viele allerdings ab. Was also liegt näher, als sich mithilfe von Sekundärliteratur einen Überblick zu verschaffen? Neben dem relativ bekannten Büchlein „Kritik der politischen Ökonomie“ von Michael Heinrich aus der Reihe [theorie.org](#) (2005), können deutschsprachige Leserinnen auch David Harveys „Marx' „Kapital“ lesen“ zur Hand nehmen. Harvey ist bekannt für seine an marxistischer Theorie orientierten Arbeiten zur Humangeografie. Viele Linke dürften Harvey aber vor allem durch die auf seinem Youtube-Kanal einsehbaren Onlinevorlesungen zu Marx' „Kapital“ kennen, die bisher zehntausend-, teilweise sogar hundertausendfach angeklickt wurden.

Auf diesen Videovorträgen basiert auch das vorliegende Buch, das 2011 auf Deutsch erschienen ist. Der Autor betont, es handele sich bei dem Band nicht um eine Einführung oder Interpretation, sondern um einen „Begleiter auf einer Reise“ (S. 9). Begleitet wird man allerdings nur durch den ersten Band des „Kapitals“. Während für den zweiten Band des Kapitals bereits ein weiterer Begleitband von Harvey (2017) beim VSA-Verlag bereitsteht, muss für die Harvey'sche Sekundärliteratur zum dritten Band noch auf die englische Originalversion zurückgegriffen werden. In seiner Einleitung stellt Harvey zunächst die Vordenker von Marx' „Kapital“ vor. Behandelt werden sowohl Vertreter der antiken und der neuzeitlichen Philosophie als auch bürgerliche Ökonomen und frühe Verfechter des sogenannten „utopischen Sozialismus“. Das hilft, Marx' Hauptwerk

ideengeschichtlich einordnen zu können, das als „Kritik der politischen Ökonomie“ ja in erster Linie eine kritische Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Wirtschaftstheorie sein sollte. Beim weiteren inhaltlichen Aufbau orientiert sich Harvey ausdrücklich an der Gliederung von Marx' Original, wobei er einigen Kapiteln, wie denen zu Ware und Tausch, mehr Aufmerksamkeit widmet, andere wiederum auf das Wesentliche zusammenrafft.

Wo der Begleiter auf Umwege schickt...

Dass es sich beim Buch um überarbeitete Niederschriften von mündlichen Vorträgen handelt, schlägt sich sowohl stilistisch als auch inhaltlich nieder. Das hat Vor- und Nachteile. Der an gesprochener Sprache orientierte, recht saloppe Schreibstil ist eingängig und leicht verständlich, wobei der Autor die Leserinnen auch regelmäßig persönlich anspricht. Andererseits drängt sich oft der Eindruck auf, dass Harvey in seinen Vorträgen nicht selten über das gesprochen hat, was ihm zu einem bestimmten Begriff im „Kapital“ gerade durch den Kopf ging. Das führt auch im Buch dazu, dass der Autor immer wieder mäandernd und oft anekdotenhaft Fragen bespricht, die mit dem eigentlichen Gegenstand des jeweiligen Kapitels nur wenig zu tun haben. Mit einer konsequenteren Straffung durch den Autor wäre eine schlankere und zielstrebigere Darstellung entstanden, die mit fast 400 Seiten immerhin halb so lang ist wie der Text des „Kapitals“.

Schwerwiegender ist allerdings, dass die Abschweifungen im Hinblick auf die Marx'schen Begrifflichkeiten durchaus in die Irre führen können und es zu inhaltlichen Ungenauigkeiten kommt. Es ist zum Beispiel nicht einzusehen, wie Harvey vom Begriff des Warenfetischs zu Fairtrade kommt, genauso wenig, was jener mit schlechten Arbeitsbedingungen zu tun haben soll. Bei Marx' Diskussion des Warenfetischs handelt es sich um eine grundlegende Kritik des menschlichen Alltagsbewusstseins, dem der Tauschwert als dingliche, quasi-natürliche Eigenschaft von Gütern erscheint und das ihn nicht als dem Kapitalismus spezifisches gesellschaftliches Verhältnis zwischen Menschen in Bezug auf Sachen zu erkennen vermag. Dass Harvey mehrfach den ökonomischen Wert sprachlich mit dem Wert im moralischen Sinne in eins zu werfen scheint, um daraufhin die Entwicklung „alternativer Wertesysteme“ (S. 61) zu fordern, irritiert ebenfalls. Begrifflichkeiten, wie der des „Werts“ oder des „Fetischs“, sind für die ganze marxistische Theoriebildung grundlegend und gleichzeitig nicht leicht zu verstehen. Gerade hier hätte man sich vom Autor mehr Aufmerksamkeit und Genauigkeit gewünscht.

...und wo er hilft

Im zweiten Teil des Buches fallen Harveys Kommentierungen deutlich gelungener aus. Den Anspruch, ein Begleiter zu sein, erfüllt es hier besser. Im Abschnitt über Marx' Maschinerie-Kapitel kommentiert der Autor etwa eine „wichtige Fußnote“ (S.

215) von Marx und beleuchtet damit marxistische Grundfragen etwa zu Technologie und ihrem dialektischen Verhältnis zur Natur, gesellschaftlichen Verhältnissen sowie den geistigen Vorstellungen der Menschen und vieles mehr. In Zusammenhang mit Marx' 23. Kapitel zum sogenannten „allgemeinen Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“ übt Harvey Kritik an liberal-bürgerlichen Vorstellung vom Kapitalismus und neoliberaler Politik. Er setzt dabei immer wieder Marx' Ausführungen in Beziehung zu aktuellen Verhältnissen in der globalen Ökonomie. Das gilt besonders für die Anmerkungen zur sogenannten ursprünglichen Akkumulation, also der historisch ersten Bildung von Kapital, die regelmäßig mit Gewalt, Raub und Enteignung von Menschen einherging. Harvey weist darauf hin, dass sich dieser Prozess nicht nur in der Frühzeit des Kapitalismus, sondern stellenweise bis heute abspielt. Positiv hervorzuheben ist auch, dass der Autor über das ganze Buch hinweg zum einen die Denktraditionen beleuchtet, auf die Marx sich bezog. Zum anderen diskutiert er immer wieder die teilweise mangelhafte Rezeption des „Kapitals“ sowohl durch Anhängerinnen als auch Gegnerinnen des Marx'schen Werks.

Die größte Stärke des Buches ist die Tatsache, dass der Autor ausführlich auf die Dialektik als Marx' zentraler Denkmethode zu sprechen kommt. Harvey gelingt es gut, an konkreten Beispielen deutlich zu machen, wie Marx die kapitalistische Wirtschaftsweise analysiert, indem er vom Besonderen ins Allgemeine „aufsteigt“, also bei der Ware als kleinster Einheit beginnt, um zu Phänomenen wie Geld, Kapital, dem Klassenverhältnis et cetera zu gelangen. Gleichzeitig zeigt Harvey, wie in der Marx'schen Methode gegensätzliche Begriffe dialektisch vereint werden, zum Beispiel beim (abstrakten) Tauschwert und (konkreten) Gebrauchswert, die beiderseits in der Ware „vorhanden“ sind. Klar wird auch, dass es sich bei dieser „Einheit von Gegensätzen“ (S. 38) nicht nur um eine rein stilistische Vorliebe von Marx' handelt, sondern diese Widersprüchlichkeit Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist. Der Kapitalismus sei ein ständiger „Zustand der widersprüchlichen Einheit“ (S. 39), der sich dauernd in Bewegung befindet. Harveys konsequente Aufmerksamkeit für die Dialektik ist ein Aspekt, den er der oben erwähnten Einführung von Michael Heinrich klar voraussetzt.

Das Buch endet mit „Reflexionen und Prognosen“, die wesentliche Argumente des „Kapitals“ noch einmal zusammenfassen, wobei der Autor auch auf Fragen des zweiten und dritten Bandes verweist. Hier zeigt sich, dass es Harvey nicht nur um eine rein wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Theorie geht, sondern dass ihm linke politische Praxis am Herzen liegt. Marx zeige uns, so Harvey, „dass wir trotz aller Unsicherheiten nie darauf verzichten können, aktiv zu werden“ (S. 377). Klassenpolitik bleibe relevant, wobei Klassenfragen niemals ohne Rücksicht auf andere Kategorien wie Geschlecht oder „Rasse“ gedacht werden dürften.

Wer eine präzise Zusammenfassung der drei Bände des „Kapitals“ sucht, sollte

vielleicht besser zu Michael Heinrichs „Kritik der politischen Ökonomie“ greifen. Harveys Buch hingegen ist zugänglicher. Und das ist – trotz aller Mängel – eine große Stärke. Zwar kann Harvey die eigene Kapitallektüre auf keinen Fall ersetzen, aber er kann sie vereinfachen und die Hürde, Marx' Hauptwerk im Original zu lesen, herabsetzen. In diesem Sinne sollte man Harveys Schrift in erster Linie als Kommentar zu Marx' Originaltext begreifen: Eine Sekundärlektüre, die darauf abzielt, Kontext und Aktualität des „Kapitals“ deutlich zu machen und die Praxis – trotz aller Theorie – niemals aus den Augen zu verlieren.

David Harvey 2011:

Marx' „Kapital“ lesen. Ein Begleiter für Fortgeschrittene und Einsteiger.

VSA Verlag, Hamburg.

ISBN: 9783899654158.

390 Seiten. 24,80 Euro.

Zitathinweis: Felix Matheis: Ein Kompagnon mit Stärken und Schwächen.

Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1449>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Marx-Lektüre à la Althusser



Louis Althusser / Étienne Balibar / Roger Establet / Pierre Macherey / Jacques Rancière / Frieder Otto Wolf (Hg.)

Das Kapital lesen

Vollständige und ergänzte Ausgabe mit Retraktionen zum „Kapital“

Ein mehr als 50 Jahre alter Klassiker des kritischen Marxismus könnte nach wie vor eine innovative Bereicherung für die deutschsprachige Linke sein.

Rezensiert von [Ivo Eichhorn](#)

Die Ansätze zu einer kritischen Gesellschaftstheorie aus dem Kreis um den französischen Philosophen Louis Althusser, auf dessen kollektive Anstrengung der voluminöse Band „Lire le Capital“ (1965) zurückgeht, sollten in Deutschland bereits in den theoretischen Kämpfen der 1970er Jahre aus dem Feld geräumt werden. Folgenreich polemisierte etwa Alfred Schmidt gegen die Ansätze im Althusser-Kreis, indem er sie eines „strukturalistischen Angriffs auf die Geschichte“ bezichtigte.

Ende der 1960er Jahre formierte sich in Deutschland ein anderes kollektives Projekt zur Neulektüre der Marx'schen Theorie, die auf einer Neuinterpretation der Werttheorie basierte. Diese wurde zur Wertformanalyse und Ökonomiekritik ausgeweitet. Unter dem Stichwort „Neue-Marx-Lektüre“ sind diese konkurrierenden Ansätze bis heute präsent. Die Arbeiten des Kreises um Althusser wurden im deutschsprachigen Marxismus hingegen nur spärlich publiziert und diskutiert. Die Einordnung und Kritik als strukturalistischer Marxismus hat sich gehalten und der größere Diskussionszusammenhang Althusser, in dem zahlreiche bekannte Theoretiker_innen (etwa Jacques Rancière oder auch der junge Michel Foucault) standen, wurde kaum wahrgenommen. Es waren die Bemühungen weniger, wie Peter Schöttler, der eine Reihe von Texten aus dem Umkreis von Althusser im VSA-Verlag herausgab, und kleiner Zeitschriften wie *alternative* und *kultuRRRevolution*, die eine Diskussion der Ansätze des Althusser-Kreises ermöglichten. Frieder Otto Wolf, ein Weiterer dieser Wenigen, hat in den letzten Jahren zum zweiten Mal den Versuch einer deutschsprachigen Werkausgabe Althusser gestartet.

Innerhalb dieser ist mit der ersten vollständigen Ausgabe von „Das Kapital lesen“ fünfzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen wohl eine der innovativsten aber auch

anspruchsvollsten Arbeiten eines kritischen Marxismus im 20. Jahrhundert den deutschsprachigen Leser_innen zugänglich gemacht worden. Der Band erlaubt durch die aufwendige redaktionelle und übersetzerische Arbeit, sowohl den Text der ersten Auflage als auch den gründlich überarbeiteten Text der zweiten Auflage zu rezipieren und ermöglicht so eine gründliche Lektüre. Einer solchen bedürfen die Texte auch, denn der begriffliche Apparat, den Althusser und seine Mitarbeiter in ihren Beiträgen aufbauen, erscheint, gerade in der heutigen theoretischen Konjunktur, schwer zugänglich und sperrig. Leider wird die Lesbarkeit durch eine zu vorsichtige und mit überflüssigen eckigen Klammern gespickte Übersetzung zusätzlich erschwert.

Marx auf Marx anwenden

In sechs Texten werden zentrale Aspekte der Marx'schen Theorie diskutiert: die Werttheorie und die Frage des Darstellungsprozesses im Kapital (Pierre Macherey), der Begriff der Kritik in der Entwicklung des Marx'schen Denkens (Jacques Rancière), der Aufbauplan des Kapitals (Roger Establet) beziehungsweise die bei Marx vorhandenen Grundbegriffe des historischen Materialismus (Étienne Balibar). Ich möchte hier auf zwei Begrifflichkeiten eingehen, deren Verwendung sich als unumgänglich erweist, um die grundlegende Argumentationsweise aller Beiträge des Bandes – gewissermaßen ihren gemeinsamen Nenner – zu erfassen. Sie beide werden in den Beiträgen Althusser's entwickelt. Es handelt sich zum einen um das, was als symptomale Lektüre bezeichnet wird, und zum anderen um den Begriff der strukturalen Kausalität.

Mit symptomaler Lektüre wird die damals, als Dekonstruktion und Diskursanalyse noch in ihren Anfängen standen, grundlegend neue Art und Weise des Lesens umschrieben. „Das Kapital“ soll nicht länger als Ausfluss von Wahrheit, als heilige Schrift, aufgefasst werden. Vielmehr soll die radikale Art und Weise, in der Marx die klassischen politischen Ökonomen las und kritisierte – also anhand ihrer grundlegendsten Ausgangspunkte und Fragestellungen – auf Marx' eigenen Text angewendet werden. Der Marx'sche Text wird so nicht länger als einheitliche, geschlossene Theorie aufgefasst, sondern seine Inkonsistenzen, Lücken, Ungenauigkeiten und Metaphern sollen als aufschlussgebende Mängel einer kritischen Bearbeitung unterzogen werden. Dadurch, so der Anspruch, soll dasjenige, was Marx theoretisch tut, aber nicht begrifflich ausspricht oder aussprechen konnte, auf adäquate Begriffe gebracht werden.

Jenseits des Basis-Überbau Schemas

Die von Althusser unternommene grundlegende Kritik an einem Großteil der marxistischen Tradition – etwa der stalinistischen wie der Marx-Auffassungen der 2. Internationale – kann auch heute noch an Denkweisen, die zahlreiche Argumente

und Theorien einer gesellschaftskritischen Linken grundieren, fruchtbringend formuliert werden.

Die Theorie von Georg Lukács in „Geschichte und Klassenbewusstsein“, ist wohl die theoretisch elaborierteste Variante dessen, was von Althusser als Theorie expressiver Kausalität kritisiert wird. Soziale Phänomene werden hier als vermittelte Erscheinungen aufgefasst, die das Wesen einer (ökonomischen) Grundstruktur in entfremdeter, verkehrter oder verdinglichter Form zum Ausdruck bringen. Aus der kritischen Untersuchung der einzelnen Teile kann so das gesellschaftliche Ganze begriffen werden, da die einzelnen Teile immer nur, *pars pro toto*, einen anderen Ausdruck der gleichen Grundstruktur darstellen und von dieser determiniert werden.

Die symptomale Lektüre des Kapitals fördert im Gegensatz dazu ein gänzlich neues Modell von Kausalität zutage, das Althusser zufolge die grundlegende Neuartigkeit der Marx'schen Theorie gegenüber allen bisherigen philosophischen Modellen ausmacht. Die Vorstellung gesellschaftlicher Teilbereiche und Phänomene als Ausdruck einer zugrundeliegenden (ökonomischen) Struktur wird verworfen.

Jede historische Gesellschaftsformation wird nun als ein komplexes strukturiertes Ganzes, als ein Verhältnis von Verhältnissen, gefasst. Die verschiedenen Teilbereiche einer Gesellschaft werden als politische, ideologische, ökonomische Verhältnisse mit einer jeweils eigenen Materialität und je unterschiedlichen Herrschaftslogiken verstanden. Die Instanzen einer Gesellschaftsformation werden aber nicht wahllos in Kalküle, Strategien und mikrophysikalische Elemente aufgelöst. Vielmehr sind sie als Teile mit eigenständiger Wirksamkeit in ihren Effekten aufeinander bezogen und entfalten ihre Dominanz- und Subordinationsbeziehungen nur in ihrer Artikulation. In diesem Beharren auf einer Notwendigkeit von Gesellschaftstheorie besteht das marxistische Erbe fort – jener Teil, den Althusser in seiner Kritik der Ausdruckslogik zu retten versucht. Nicht Determination einer Instanz durch eine andere oder Wechselwirkung der Instanzen wie im Basis-Überbau-Modell, sondern Überdetermination der Instanzen ist in diesem Sinn der Schlüsselbegriff für Althusser's Konzeption des gesellschaftlichen Ganzen. Was zunächst abstrakt erscheint, meint, dass eine gesellschaftliche Konjunktur niemals auf eine einzige Kausalität reduzierbar ist, sondern es notwendig macht, das Zusammenwirken verschiedener Herrschaftslogiken zu denken. Der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit tritt niemals einfach als solcher auf, sondern seine Wirkungen sind immer schon überformt. Die Gesellschaft lässt sich, wie Jost Müller in dem Buch „Ideologische Formen“ Althusser folgend schreibt, „als das umkämpfte Terrain verschiedener sozialer Praktiken rekonstruieren“. Die Formen des Kampfes und seine Subjektivitäten sind ebenso wenig homogen, wie die Weisen der Unterdrückung und Ausbeutung. Die Perspektive des Klassenkampfes wird damit eine des gemeinsamen Handelns

Verschiedener.

Über Marx hinaus

Die unterschiedlichen Verhältnisse bilden in ihrem Zusammenwirken und ihrer Überdetermination historische Konstellationen. In der konkreten Analyse einer solchen Konstellation gilt es, die Ungleichzeitigkeiten und Unstimmigkeiten zwischen Ökonomie, Politik und Ideologie zu berücksichtigen. Dafür reichen Marx' Begriffe nicht, sondern es bedarf eigener abstrakter Begriffe für die Untersuchung der politischen und ideologischen Verhältnisse, die sodann zusammen mit den ökonomischen Begriffen der Marx'schen Theorie für eine bestimmte historische Konjunktur konkretisiert werden müssen. So entstanden aus dem Kontext des Kreises um Althusser in der Folge Theorien des kapitalistischen Staates und der Nation-Form politischer Herrschaft (etwa durch Nicos Poulantzas) und der Ideologie (maßgeblich durch Althusser selbst und durch einen weiteren seiner Mitarbeiter, Michel Pêcheux). Außerdem wurden Rassismus (etwa durch Étienne Balibar) und Modi patriarchaler Herrschaft (etwa bei Michele Barrett) auf eine nicht länger ökonomistisch-reduktionistische Weise marxistisch kritisierbar.

All diese Ansätze zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie gesellschaftliche Herrschaftsmodi und Unterdrückungspraktiken nicht auf einen immer gleichen Modus von Vergesellschaftung zurückführen müssen, aber trotzdem die Gesellschaft als ein (wenn auch vielfältig differenziertes) „Ganzes“ zu denken beanspruchen. Fern von Modellen expressiver Kausalität oder von Haupt- und Nebenwiderspruchsargumentationen, können so die unterschiedlichen Formen politischer Herrschaft, ideologischer Unterwerfung und ökonomischer Ausbeutung aufeinander bezogen werden. Mit der Neuausgabe von „Das Kapital lesen“ werden diese Ansätze auf ihre Prämissen und Grundbegriffe diskutierbar. Zu hoffen bleibt, dass sie dadurch auch im deutschsprachigen Diskurs wiederbelebt werden. Denn sowohl ökonomistische Reduktionen als auch das Aufgeben jeder zusammenhängenden Gesellschaftstheorie haben gravierende Folgen für die theoretische Selbstverständigung linker Kräfte und damit für die politische Praxis.

Zusätzlich verwendete Literatur

Müller, Jost (2017): Ideologische Formen. Wien.

Louis Althusser / Étienne Balibar / Roger Establet / Pierre Macherey / Jacques Rancière / Frieder Otto Wolf (Hg.) 2015:

Das Kapital lesen. Vollständige und ergänzte Ausgabe mit Retraktionen zum „Kapital“.

Westfälisches Dampfboot, Münster.

ISBN: 978-3-89691-952-6.

764 Seiten. 49,90 Euro.

Zitathinweis: Ivo Eichhorn: Marx-Lektüre à la Althusser. Erschienen in: Marx!. 46/2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1452>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Die Lebenslinien des Marxismus



Christina Morina

Die Erfindung des Marxismus

Wie eine Idee die Welt eroberte

Ein interessanter, wenn auch nicht „völlig neuer Blick“ auf Marx und seine Wirkungen.

Rezensiert von [Lutz Brangsch](#)

Zum Glück hält der Titel nicht, was er androht, auch wenn die Autorin selbst verschiedentlich den Marxismus als „Erfindung“ bezeichnet. Trotzdem handelt sich bei dem vorliegenden Buch nicht um einen Versuch, die Entstehung der marxistischen Richtung als künstliches Produkt übelmeinender Demagogen zu beschreiben. Vielmehr geht es, und hier liegt der Wert des Buches, um eine Darstellung der Wege, auf denen verschiedene Menschen in Auseinandersetzungen mit ihrer Gegenwart „zu Marx“ kamen und mit seinem Werk umgingen.

Marxismus in neun Lebensgeschichten

Christina Morina wählt neun Personen aus, die sich auf unterschiedliche Weise im Laufe ihres Lebens auf Marx bezogen. Dieses Herangehen macht das Buch schon einmal interessant, weil diese in ihrer Beschäftigung mit Marx zu durchaus unterschiedlichen Auffassungen und politischen Konsequenzen kamen. Teilweise werden sie, wie etwa Karl Kautsky und W.I. Lenin, im Laufe der Zeit zu erbitterten Gegnern. Zudem öffnet dieser Ansatz auch einen Zugang, um die Veränderungen der Beziehungen dieser verschiedenen Personen zum marxistischen Erbe zu verstehen. Nicht zu unterschätzen ist auch, dass hier in literarischer Form Menschen nahegebracht werden, die in der Geschichte der linken Bewegungen dereinst eine große Rolle gespielt haben, aber vor allem nach 1989 zunehmend in Vergessenheit geraten sind.

Die Autorin setzt sich damit aber auch sofort der Kritik aus, bestimmte andere Personen eben nicht hinreichend gewürdigt zu haben. Das ist sicher richtig, aber jeder biographische Bezug bringt auch Verengungen mit sich. Insofern kann das Buch auch keine Geschichte des Marxismus – oder der Marxisten – sein und sollte

auch nicht so gelesen werden. Zudem geht es der Autorin, wie sie im Prolog schreibt, darum, VertreterInnen der ersten Generation marxistischer Intellektueller zu untersuchen. Es handelt sich also auch um einen spezifischen Weg der Marx-Rezeption einer besonderen sozialen Schicht, der sich naturgemäß von dem in anderen Teilen der damaligen sozialdemokratischen Bewegung unterscheiden musste. Auch handelt es sich keinesfalls um die „Eroberung der Welt“ durch die marxischen Ideen – insofern täuscht der Untertitel – es geht tatsächlich nur um die „Eroberung“ eines Teils Europas.

Wenn man dies in Rechnung stellt, ist die Wahl der Personen schlüssig: Guesde und Jaures als miteinander verbundene Antipoden der französischen Sozialdemokratie, Bernstein, Kautsky und Adler als Führungspersönlichkeiten der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie, die die Partei mit marxistischen Parolen in den Weltkrieg führten, Plechanow, Struve und Lenin als Vertreter des russischen Marxismus, der sich unter ganz anderen Bedingungen als der in Westeuropa entwickelte sowie schließlich Luxemburg, die sich von dem Marxismus Kautskys emanzipierte und auch in Auseinandersetzung mit Lenin ein eigenes Verständnis des marxischen Erbes entwickelte. Abgesehen von Struve war ihr Wirken eng mit der Geschichte der II. Internationale verbunden. Eine gewisse Berechtigung hätte der Einwand, dass Luxemburg und Lenin gegenüber Kautsky und so weiter schon eine neue Generation bilden.

Was Lenin, Luxemburg und Kautsky gemeinsam haben

Um Verbindungen wie auch Spezifika zwischen den unterschiedlichen Wegen zu Marx zu fassen, wählt Morina drei Zugänge: die Sozialisation, die Politisierung und das politische Engagement der betrachteten Persönlichkeiten. In diesem Zusammenhang stellt sie auch die Bedeutung der jeweiligen Individualität heraus, die den Weg hin zu Marx und die Wirksamkeit in die sozialdemokratische Bewegung hinein selbstverständlich mit bestimmte.

Wir sehen, wie sich aus unterschiedlichen kleinbürgerlichen Lebenswelten heraus ein „Unbehagen“ mit der Welt, wie sie ist, entwickelt. Damit war der Weg zu Marx aber keinesfalls vorprogrammiert. Den Umschlag von Unbehagen in „Polarisierung“ stellt die Autorin als Zusammenspiel zweier Faktoren dar: des Hineingleitens in politische Auseinandersetzungen und des beginnenden Studiums der marxischen Schriften, oft verbunden mit dem Universitätsstudium. Diese Politisierung bildet die Grundlage für das „radikale Studium der Wirklichkeit“, den Schritt in die Praxis sozialer Auseinandersetzungen und eine entsprechende Reformulierung des in der Theorie Angeeigneten als verinnerlichte politische und wissenschaftliche Konzeption. Im Zusammenhang mit dem bei allen Neun gegebenen Praxisanspruch geht es auch um die Widersprüche zwischen ihnen, wie sie im Revisionismusstreit

oder in Bezug auf Revolutionsverständnis und Organisationsfrage zum Ausdruck kamen.

Morina zeichnet in allen diesen Kapiteln ein vielschichtiges Bild von Lebenswelten und Erkenntniswegen, individuellen Eigenheiten und politischen Bindungen, die das Marx- und vor allem auch Praxisverständnis ihrer Protagonisten prägten. Ausführlich tut sie das zum Beispiel mit Bezug auf Art und Sprache der Revolutions- und Zukunftserwartungen. Dabei folgt sie nicht streng der Chronologie, sondern stellt Problemsichten einander gegenüber. Für LeserInnen, die mit der Geschichte nicht so vertraut sind, mag das etwas schwierig sein. Für sich genommen werden dabei auch keine neuen Gesichtspunkte entdeckt. Interessant ist aber gerade dieses Bild von Gleichzeitigkeiten und Ungleichzeitigkeiten, Gemeinsamkeiten und Unterschieden, Individuellem, Gesellschaftlichem und Gruppenspezifischem im Leben dieser Menschen. Es regt dazu an, der Frage, wie sich heute politische Konzepte sowie wissenschaftliche Doktrinen und Schulen bilden und verbreiten, ein höheres Gewicht beizumessen.

Wissenschaftliche Scheuklappen

Der schwächste Abschnitt ist der Schluss des Buches. Hier merkt man, dass es sich um eine überarbeitete Habilitationsschrift handelt. In ihrem Versuch, die betrachtete Gruppe abschließend zu charakterisieren fällt es der Autorin spürbar schwer, zwischen einer eher abwertenden Marxismuskritik auf der einen und den Ergebnissen ihrer biographischen Forschungen auf der anderen Seite konsistent zu manövrieren. Sie diskutiert die Entwicklung des Marxismus in etwas simpler Weise als Ideologie. Dies mag auch mit den von ihr als Referenzen gewählten marxismuskritischen AutorInnen zusammenhängen. Insofern handelt es sich eben nicht um einen „völlig neuen Blick auf Marx und seine Wirkungen“, wie der Verlag auf der Rückseite des Umschlags behauptet. Hier erweist sie sich als einem akademischen Wissenschaftsverständnis verhaftet, das ihr einen vorurteilsfreien Blick auf die Wechselbeziehungen von Weltanschauung, Weltaneignung, Wissenschaft und politischer Praxis generell erschwert. Das steht im Widerspruch zu den Darstellungen, in denen die Protagonisten durchaus auch als ernsthafte Wissenschaftler figurieren. Eine Grenze, die aber eben dem methodischen Ansatz geschuldet ist, besteht auch darin, dass die aktive Rolle anderer Milieus, vor allem des Arbeitermilieus, ausgeblendet bleibt. Die sozialdemokratischen Massen erscheinen letztlich doch als Gegenstand des Handelns ihrer ProtagonistInnen, nicht als aktives Element der Entwicklung des Marxismus.

Trotzdem überwiegen die Vorzüge des Buches, seine Materialfülle und die gewählte Darstellungsweise, die Schwächen bei weitem. Wer in die Geschichte der europäischen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg

einsteigen will, und sich nicht scheut, die von Morina gebotenen Anknüpfungspunkte mit Neugier selbständig weiter zu verfolgen, findet hier reichlich Material.

**

Die Rezension erschien zuerst auf dem Portal [marx200](#), wo es weitere Beiträge, Lesestoff und Diskussionen rund um Marx' 200. Geburtstag gibt.

Christina Morina 2017:

Die Erfindung des Marxismus. Wie eine Idee die Welt eroberte.

Siedler Verlag, München.

ISBN: 978-3-8275-0099-1.

592 Seiten. 25,00 Euro.

Zitathinweis: Lutz Brangsch: Die Lebenslinien des Marxismus. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1462>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Das symptomatische Leiden



Samo Tomšič
The Capitalist Unconscious
Marx and Lacan

Warum eine Kombination aus Marxismus und Psychoanalyse besonders gut geeignet ist, um Herrschaftsstrukturen zu erkennen und sie zu verändern.

Rezensiert von [Johanna Tirnthal](#)

Die Psychoanalyse fristet im akademischen Betrieb ein ähnliches Schicksal wie der Marxismus: Einst eine zentrale Methode beim Nachdenken über Gesellschaft, wurde sie in den vergangenen Jahrzehnten immer weiter an den Rand gedrängt. Sigmund Freud und sein französischer Weiterdenker Jaques Lacan scheinen wie Marx eine Art „Bastarde“ der Universität zu sein: Geheimnisvolle, alte Weise, von denen alle schon gehört haben und denen ein Hauch von 68er-Abenteuer anhaftet, die aber an keinem Lehrstuhl so richtig zuhause sind. Marx, Freud und Lacan sind allesamt Denker der Krise und der Veränderung. Spätestens seit 1989 scheint eine geschichtslose Gegenwart angebrochen, die ohne solche theoretischen Kriseninterventionen auszukommen vorgibt. 20, 30 Jahre später sind die ökonomischen und politischen Krisen längst zurück an die Oberfläche gekrochen. Dass wir die Kapitalismuskritik (wieder) brauchen, scheint auf der Hand zu liegen. Doch nicht nur die ökonomischen Verhältnisse werden prekärer. Auch die psychische Struktur der Individuen und der ganzen Gesellschaft hat vielleicht eine (Psycho-)Analyse wieder nötiger als noch vor zehn Jahren.

Warum und wie man beide – Marxismus und Psychoanalyse – zusammendenken sollte, hat Samo Tomšič in „The Capitalist Unconscious. Marx and Lacan“ erarbeitet. Tomšič kommt aus der Ljubljaner Schule für Psychoanalyse, wo Marx, Freud und Lacan bei Slavoj Žižek und dessen slowenischen Kolleg*innen noch ein institutionelles Zuhause haben. Von Anfang an ist wichtig mitzubedenken, dass die Resonanzen, die hier zwischen Marx und Freud entstehen, kaum etwas mit dem zu tun haben, was gemeinhin als „Freudomarxismus“ bekannt ist. Dessen bekanntester Vertreter Wilhelm Reich, in den 1960ern viel gelesen, meinte sehr vereinfacht gesagt, dass der Kapitalismus die freie Entfaltung der Sexualität unterdrücke und die sexuelle Befreiung deshalb auch eine antikapitalistische, revolutionäre Wirkung

entfalten könne. Dieser Form des Freudomarxismus liegt die Annahme zugrunde, es gebe so etwas wie eine freie, authentische, kurz „nicht entfremdete“ Form der Sexualität und des Zusammenlebens. Diese fröhliche Gemeinschaft ist in der lacanianischen Auslegung der Psychoanalyse nicht vorstellbar. Die Entfremdung ist bei Jaques Lacan grundlegender Bestandteil jeder Subjektwerdung – also Bestandteil dessen, wie Menschen zu handelnden, fühlenden, sich selbst reflektierenden Individuen werden. Es geht ihm in seinen Theorien niemals um eine Abschaffung dieser Entfremdung. Nur das Leiden des Subjekts an ihr kann und soll durch die Psychoanalyse verringert werden.

Bei Lacan ist es nicht nur der Vater, nicht nur die patriarchale Familie oder Gesellschaft, die für die psychische Beschädigung der Individuen verantwortlich ist. Seine Analyse der Subjektwerdung geht auch stark auf die Sprache als das Zusammenleben, Denken und Fühlen prägende Struktur ein.

Herrschaftsmechanismen und eine grundlegende Entfremdung von der Welt und den Gefühlen sind für ihn immer bereits in der Sprache enthalten. Das ist eine höchst abstrakte Angelegenheit, die viele Leser*innen vor Lacan zurückschrecken lässt. Lacans Texte selbst sind extrem schwer verständlich, anspielungsreich, voller Wortspiele und polemisch. Die vielen doppelten Bedeutungen sind schwer ins Deutsche zu übersetzen. Was Samo Tomšič über Lacan und Marx schreibt, ist immer noch sehr anspruchsvoll – schließlich versucht er gewissermaßen, die Baupläne zweier extrem abstrakter und komplizierter Theoriegebäude übereinander zu legen und zu vergleichen. Doch wer schon in Berührung mit einer der beiden Theorien war, wird bemerken, dass der Vergleich die jeweils andere verständlicher macht.

Im Unterbewusstsein des Kapitalismus

Aber einen Schritt zurück: Wie kann man etwas so Unterschiedliches wie die Struktur der Psyche und die des Kapitalismus überhaupt vergleichen? Es ist wichtig zu bemerken, dass Tomšič den Marxismus nicht nur als Kritik an kapitalistischen Ausbeutungsverhältnissen und Anleitung zu ihrer Veränderung versteht. Gleichzeitig ist sein Begriff von Psychoanalyse kein rein therapeutischer im Sinne einer „talking cure“, bei der ein*e Patient*in auf der Couch liegt und aus den Erzählungen aus der Kindheit auf eine Erklärung für das heutige psychische Leiden geschlossen wird. Für ihn sind beide Disziplinen durch ihre grundlegende Methode miteinander verbunden und dadurch vergleichbar: Sie streben danach, jene verborgenen Strukturen freizulegen, die auf der einen Seite die menschliche Psyche und auf der anderen Seite die kapitalistische Wirtschaftsform organisieren und stabilisieren. Sowohl die Psychoanalyse, als auch der Marxismus spüren also solche Strukturen auf, nehmen sie nicht als natürlich oder schon immer gegeben an und streben danach, sie zu verändern und so das Leid der Menschen zu vermindern.

„Struktur“ meint in diesem Zusammenhang eine Art Bauplan der Psyche und der Wirtschaft, der auf diskursiven (also in der Sprache liegenden) und materiellen Mechanismen beruht, von denen die Menschen nichts wissen, die sie aber selbst tagtäglich ausführen und so die Struktur erhalten. „Sie wissen das nicht, aber sie tun es“ (Marx 1962, S.88) ist der berühmte Ausspruch von Marx, als er über den Warenfetisch, also das „falsche Bewusstsein“ der Menschen beim Warentausch spricht. Die Menschen denken, wenn sie mit Waren handeln, sie würden verschiedene Güter auf Basis ihres ganz eigenen und speziellen Werts tauschen und vergleichen. Sie glauben, es würde sich dabei um ein Verhältnis zwischen Dingen handeln. Dabei, und das ist Marx' revolutionäre Erkenntnis, ist der Warentausch nicht nur ein Verhältnis zwischen Dingen, sondern ein Verhältnis zwischen Menschen, das sich hinter einem Verhältnis zwischen Dingen versteckt. Zwei Werte vergleichen heißt nicht, manche Gegenstände besonders schön oder nützlich oder begehrenswert zu finden und sie nach diesen Kriterien zu tauschen. Sondern es bedeutet, in einem komplizierten, von Machtverhältnissen geprägten System verschiedene Mengen menschlicher Arbeitszeit zu vergleichen, die in den Gegenständen kristallisiert sind. Das „falsche Bewusstsein“ kommt nicht nachträglich zum vorerst unschuldigen Tausch hinzu, sondern ist von Anfang an ein unverzichtbarer Teil davon – selbst den Mechanismus zu verstehen, würde die Struktur noch nicht abschaffen. „Sie wissen das nicht, aber sie tun es“ könnte man also durch „Ob wir es wissen oder nicht, wir tun es trotzdem“ ersetzen. Der Warenfetisch wäre ein Beispiel für eine der verdeckten Strukturen des Kapitalismus, die von Marx freigelegt werden.

Die Psychoanalyse operiert laut Tomšič ähnlich, wenn sie die Mechanismen erforscht, die dafür sorgen, dass Menschen eine ganz bestimmte Art haben zu denken, zu fühlen, zu begehren und zu leiden. Die revolutionärste Entdeckung in dieser Hinsicht ist wohl das Unbewusste: Wissen und Gefühle der Menschen, die sich nicht auf der Bewusstseinssebene abspielen und trotzdem alle Handlungen und Emotionen entscheidend prägen: „Ob wir es wissen oder nicht, wir tun es trotzdem“. Für Tomšič erscheint das Unbewusste nun als vergleichbar mit der Arbeitskraft bei Marx. Die Arbeitskraft ist für Marx der Kern aller Produktion und jeglichen Tauschs. Gleichzeitig wird sie – wie beim Beispiel Warenfetisch – ständig verschleiert. Sie erscheint als Unbewusstes des Kapitalismus: The Capitalist Unconscious.

Für eine kritische Psychoanalyse!

Aus dieser an den Strukturen interessierten (oder „strukturalistischen“) Herangehensweise an die Gesellschaft bei Marxismus und Psychoanalyse folgt eine „de-psychologisierte und de-individualisierte Vorstellung des Subjekts“ (S. 5). Beide stellen sich so als materialistische Subjekttheorien heraus: Theorien, die die Struktur der menschlichen Psyche nicht als gegeben, sondern von äußeren, von

materiellen Faktoren bestimmt, verstehen. Auf Basis dieser ersten Analogie zwischen Unbewusstem und Arbeitskraft nimmt sich Tomšič in der Folge die verschiedensten Begriffe aus beiden Disziplinen vor, um ihre Resonanzen zu erforschen: Was haben der Trieb und der Wunsch, was haben Neurose und Perversion als beschädigte psychische Strukturen, was haben Libido, Begehren und Verdrängung mit Marxschen Begriffen wie der sogenannten ursprünglichen Akkumulation, Tausch-, Gebrauchs- oder Mehrwert, zu tun?

Beispielhaft dafür ist die Behauptung, das Proletariat bei Marx habe eine strukturelle Ähnlichkeit mit dem Symptom in der Psychoanalyse. Jaques Lacan hat einmal behauptet, Marx hätte mit seiner Analyse des Kapitalismus noch vor Freud das Konzept des Symptoms erfunden. Mit Symptom ist hier gemeint, dass Probleme in der psychischen Struktur – also zum Beispiel ein verdrängtes Trauma, an das man sich nicht bewusst erinnern kann – manchmal körperliche Symptome produzieren können wie Kopfschmerzen, Ticks oder Krankheiten. Diese körperlichen Symptome haben ihre Ursache in der verborgenen psychischen Struktur. Erst, wenn der Patient oder die Patientin die Struktur erkennt, versteht und das Trauma durcharbeitet, kann das Symptom verschwinden. Das Symptom ist dabei kein Feind, der bekämpft werden muss, sondern ein Freund, der Hinweise auf versteckte Probleme gibt. Das vergleichbare Konzept bei Marx wäre, wenn wir Lacan via Tomšič folgen, das Proletariat: Eine Klasse, die das Leiden am Kapitalismus verkörpert und zugleich eine privilegierte Erkenntnisposition einnimmt. Der oder die Proletarier*in kann, so Marx, aus seinem oder ihrem gewissermaßen symptomatischen Leiden heraus die Widersprüche, die die Wirtschaftsform produziert, offensichtlicher erkennen und verstehen als Menschen, die vom Kapitalismus profitieren.

Es lohnt sich, diese auf den ersten Blick unvorstellbaren Analogien zwischen Marxismus und Psychoanalyse nachzuvollziehen. Das hohe Abstraktionsniveau bringt die Leserin dazu, häufig die Stirn zu runzeln und einzelne Absätze mehrmals zu lesen. Viele Ausführungen sind so weit entfernt vom (Theorie-)Alltag, dass einiges an mentaler Verrenkung nötig ist, um zu folgen. Aber wie in einer komplizierten akrobatischen Turnübung stellt sich nach der anfänglichen Anstrengung das begeisterte Gefühl ein, völlig neue Wege im Denken zu gehen. „The Capitalist Unconscious“ zeigt, dass es an der Zeit ist, die Psychoanalyse wieder in ein Repertoire kritischer Theorieinstrumente aufzunehmen, auch wenn sie in der Linken zuweilen als starr, veraltet oder antifeministisch in Verruf war. Denn es geht hier nicht um das Dreieck Vater-Mutter-Kind und um Sex im banalsten Sinne des Wortes, sondern um eine besondere wissens- und erkenntnistheoretische Position, die Psychoanalyse und Marxismus teilen: Die von Herrschaftsverhältnissen geprägten Strukturen offenzulegen, unter denen politische und begehrende Subjekte entstehen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Marx, Karl (1962): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. MEW 23, Berlin: Dietz.

Samo Tomšič 2015:

The Capitalist Unconscious. Marx and Lacan.

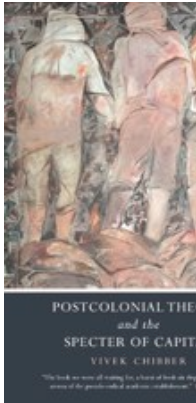
Verso, London/New York.

ISBN: 978-1-78478-108-8.

256 Seiten. 26,99 Euro.

Zitathinweis: Johanna Tirnthal: Das symptomatische Leiden. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1448>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Differenzmaschine Kapitalismus



Vivek Chibber

Postcolonial theory and the specter of capital

Eine notwendige Intervention in postkoloniale und marxistische Debatten, die selbst nicht ohne Leerstellen bleibt.

Rezensiert von [Franziska Klaas und Souad Zeineddine](#)

Postkoloniale Theorie ist en vogue. Bezugnahmen auf postkoloniale Denker_innen sind im links-liberalen Akademiebetrieb längst Ausdruck einer kritisch reflektierten Selbstpositionierung, die sensibel mit Kolonialgeschichte umgehen will. Vivek Chibber stellt in seinem Buch nicht nur die Grundlagen der (diversen) Positionen der postkolonialen Theorien in Frage, sondern auch die vermeintlichen Gewissheiten, die mit diesen einhergehen. Sein Paradebeispiel, an dem er sein Argument von A bis Z durchbuchstabiert, sind die Subaltern Studies, ein akademischer Zusammenhang postkolonial arbeitender Wissenschaftler_innen, deren Gründer_innen einen biographischen Bezug zu Indien beziehungsweise Südasien haben. Ihr geographischer und thematischer Schwerpunkt liegt in erster Linie auf dem indischen Kontext und nicht auf dem „globalen Süden“ im weiteren Sinne.

Chibbers zentrale Kritikpunkte sind einerseits die Fortschreibung orientalistischer Klischees und idealisierter, eurozentristischer Kulturkonzepte durch *Theoretiker* (Chibber bezieht sich ausschließlich auf ihre männlichen Vertreter) der Subaltern Studies. Andererseits kritisiert er die Rezeption marxistischer Theorie durch Vertreter der Subaltern Studies. Sein Urteil scheint vernichtend zu sein: Nicht nur wirft er der Forschungsrichtung eine einseitige bis falsche Rezeption und Repräsentation marxistischer Denktraditionen vor. Chibber behauptet darüber hinaus, dass ihre Kritik am „westlichen“ Marxismus in letzter Konsequenz zu einer Verdeckung kapitalistischer Verhältnisse führe.

Nichtsdestotrotz bieten die Subaltern Studies laut Chibber ein anschauliches Beispiel für eine postkoloniale Wissensproduktion, die die Leerstellen des Marxismus um die originäre Erfahrung und Geschichte des Kolonialismus erweitern möchte. Es geht ihr um die Produktion nicht-eurozentristischer Analysekategorien.

Zentral ist dabei, vorkoloniale Machtverhältnisse (wie zum Beispiel das indische Kastensystem) in die Analyse zu integrieren. Obwohl Chibbers Kritik an postkolonialer Theorie allgemein formuliert ist, arbeitet er sich in seinem Buch konkret und detailreich an den, aus seiner Sicht, zentralen Figuren der historisch-diskursanalytisch arbeitenden Subaltern Studies und ihren (vermeintlich) zentralen Werken ab. Seinem Rundumschlag folgten vorhersehbar hitzige und doch in ihrem Ausmaß selten vorzufindende (akademische) Kontroversen und Auseinandersetzungen. In Anbetracht einer solchen Debatte stellt sich nicht nur die Frage nach den Konsequenzen für die rein akademische Theorieproduktion, sondern auch für die Analyse von globalem Kapitalismus und der daraus folgenden (linksradikalen) politischen Praxis.

So tiefgehend sich Chibber mit den einzelnen Werken befasst, so unscharf ist gelegentlich sein Umgang mit eigenen Begrifflichkeiten und Konzepten (zum Beispiel „die Subalternen“, Kapital, Kapitalismus). Darüber hinaus ist seine Auswahl der *Theoretiker* und die Auswahl seiner Bezugnahmen nicht ausreichend begründet und kann durchaus kritisch betrachtet werden. Eine der großen Stärken des Buches liegt jedoch in seinem Versuch, den historischen Materialismus und postkoloniales Denken der Subaltern Studies zusammenzubringen. So kritisiert Chibber die von ihm rezipierten Theoretiker zwar scharf für ihre Schlussfolgerungen, erkennt ihren Beitrag zu einer detailreichen Kolonialgeschichte Indiens jedoch an.

Kapitalismus jenseits von „Nord“ und „Süd“

Unter dem Schlagwort „Universalisierung des Kapitals“ begibt sich Chibber insbesondere mit Ranjit Guha (*Dominance without Hegemony: History and Power in Colonial India*, 1998) in ein kritisches Zwiegespräch. Guha argumentiert historisch, dass sich kapitalistische Strukturen im nördlichen und südlichen Erdteil grundlegend voneinander unterscheiden. Er misst den Grad der Verfestigung kapitalistischer Strukturen in einer Gesellschaft in erster Linie entlang von sozialen, kulturellen und politischen Praktiken beziehungsweise Veränderungen. Chibber konterkariert diesen Gedanken, indem er darauf beharrt, dass die Verbreitung kapitalistischer Logiken und Praktiken nicht die erwarteten kulturellen Transformationen nach sich ziehen müsse. Es lässt sich, so Chibbers Schlussfolgerung, nicht von vermeintlich stattgefundenen kulturellen Veränderungen auf die ökonomischen Verhältnisse schließen.

Tut man dies, zeichnet man nicht nur ein idealisiertes Bild des Kapitalismus im „Westen“, sondern naturalisiert zugleich die Beziehung zwischen (beziehungsweise Gleichzeitigkeit von) Kapitalismus und Liberalismus. Maximal plakativ gesprochen: Kapitalismus kann auch ohne Demokratie existieren. Chibber versucht sich eher an einer alternativen Geschichtsdeutung, der zufolge der Kapitalismus die Abhängigkeit vom Markt und somit eine bestimmte Strategie der ökonomischen

Reproduktion universalisiert. Wohin auch immer sich das Kapital bewegt, trägt es den Antrieb der Universalisierung mit sich. Der Kapitalismus bringt keine spezifischen Formen der Machtverhältnisse hervor, sondern ko-existiert mit, nutzt und transformiert die bereits existierenden, vorgefundenen Verhältnisse, um sie dem Kapital dienlich zu machen.

Chibber formuliert hier zwar kein neues Argument, wirkt jedoch als eine Art Korrektiv an Guha und damit stellvertretend an den Subaltern Studies, indem er den bürgerlichen Charakter der europäischen Revolutionen in Hinblick auf ihr Demokratisierungspotential in Frage stellt. Die Etablierung von Nationalstaaten als Organisationseinheit des Kapitals betrachtet er als die zentrale Errungenschaft bourgeoiser Klassen. Die Schlussfolgerungen, welche sich hier ergeben, revidieren verbreitete Annahmen der Subaltern Studies fundamental. Geht man davon aus, dass die Spezifika der Erfahrung des „globalen Südens“ nicht auf dem Scheitern der Universalisierung des Kapitals beruht, sondern auf deren *erfolgreicher* Umsetzung, so muss die dichotom gefasste Geschichte von „West vs. Ost“ zu einer gemeinsamen Geschichte der Moderne in unterschiedlichen Ausprägungen umgeschrieben werden.

Doch kein Eurozentrismus?

Ähnlich verhält es sich mit Chibbers Argumentation in Bezug auf den Vorwurf des Eurozentrismus innerhalb „westlicher“ Theorieproduktion. Kurz gesagt: Er widerspricht der Kritik der Subaltern Studies am vermeintlich westlichen Universalismus und der scheinbaren Unmöglichkeit der differenzierten Analyse der indischen Erfahrung durch abstrakte Theorien. Chibber verdeutlicht anhand des Zusammenhangs von Mehrwert, abstrakter Arbeit und sozialer Differenz, dass mit Hilfe marxistischer Theorie auch die Spezifik kapitalistischer Verhältnisse im „globalen Süden“ erklärt werden kann.

Am Beispiel der Auseinandersetzung mit den Konzepten der abstrakten Arbeit zeigt Chibber nicht nur Leerstellen in der Rezeption marxistischer Theorie durch die Subaltern Studies, sondern verweist auch auf die Notwendigkeit des Konzepts der abstrakten Arbeit für eine Analyse des Zusammenhangs von Kapitalismus und sozialer Differenz. Ebenso eignet sich das Konzept der abstrakten Arbeit dazu, die Verwobenheit und die gegenseitige Hervorbringung von Kapitalismus und Kolonialismus herauszuarbeiten. Zudem vertritt Chibber die These, dass das Kapital beziehungsweise der Kapitalist notwendigerweise Differenz produzieren muss, da die Produktion und Reproduktion sozialer Differenz Teil kapitalistischer Logik und Praxis ist. Eine Vereinheitlichung findet nicht etwa durch den universellen Drang des Kapitals, sondern durch den Kapitalisten statt, indem er sich zwecks Profitmaximierung beispielsweise rassistischer Stereotype bedient und damit

rassifizierten Gruppierungen homogene Wesenseigenschaften zuschreibt.

Dementsprechend geht die Universalisierung des Kapitals nicht mit einer vermeintlichen Homogenisierung oder, wie essentialistische Theoretiker_innen der postkolonialen Denktradition proklamieren, mit dem „Verlust“ lokaler „Kultur“ einher. Die Gleichzeitigkeit der Universalisierung des Kapitals und des Hervorbringens und Vorhandenseins diversifizierter sozialer Identitäten ist in der Logik der (zumindest von Chibber rezipierten) Theoretiker der Subaltern Studies nicht denkbar. Chibber zufolge ist *gerade* die Herstellung von sozialer Differenz eine Voraussetzung für Profitmaximierung. Zwar gelingt es Chibber so, Rassismus als Haupt- und nicht als Nebenwiderspruch zu verhandeln. Der Umstand, dass auch Geschlechterkategorien in Abhängigkeit vom Kapital stehen und von diesem (re-)produziert werden bleibt aber auch bei ihm außen vor.

Und nun zur Praxis

Chibbers Argumente sind nicht neu. Jedoch ist seine interventionistische Kritik durchaus produktiv für weitere Debatten in den postkolonialen Studien. Die Brauchbarkeit für eine politische Praxis ist jedoch nur bedingt vorhanden und bedarf einer intensiven Übersetzungsarbeit. Zurück bleibt vor allem die Erkenntnis, dass sich Kapitalismus und Diversität nicht ausschließen. Insbesondere für gegenwärtige Debatten um Identitätspolitik sind Chibbers Ausführungen zur abstrakten Arbeit und deren Diversifizierungspotential hochbrisant und spannend. Konsequenterweise sollten sie dazu auffordern, eigene politische Strukturen auch auf die Reproduktion kapitalistischer Logiken und Praktiken (etwa: Wettbewerb oder damit verbundene Anerkennung) hin zu befragen.

Solche Denkmuster schlagen sich insbesondere in den vielfältigen innerlinken Konflikten um die Verhandlung und Hierarchisierung von miteinander konkurrierenden Betroffenheiten nieder. Positiv formuliert bietet eine solche Reflektion wiederum die Möglichkeit, Solidarität neu auszuhandeln, indem ein *gemeinsamer* politischer Umgang mit verschiedenen Lebensrealitäten in den Fokus gerückt wird. Damit bestünde die Möglichkeit einer Auflösung von Gräben und Hierarchisierungen in Hinblick auf Betroffenheiten, die in identitätspolitischen Kontexten eine politische Praxis partiell blockieren oder verunmöglichen können. Hierbei gilt es, nicht nur den Rassismus, wie Chibber es tut, als Teil des Hauptwiderspruches zu verhandeln, sondern auch andere „-ismen“, da die Frage der Solidarität auf vielfältigen Ebenen gestellt werden muss.

Zusätzlich verwendete Literatur

Guha, Ranjit (1998): *Dominance without Hegemony. History and Power in Colonial India*, Cambridge, MA: Harvard University Press.

Vivek Chibber 2013:
Postcolonial theory and the specter of capital.
Verso, London/New York.
ISBN: 9781844679775.
306 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Franziska Klaas und Souad Zeineddine: Differenzmaschine
Kapitalismus. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: [http://kritisch-
lesen.de/c/1447](http://kritisch-
lesen.de/c/1447). Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Marxistische Feindbetrachtungen



Karl Reitter (Hg.)

Karl Marx. Philosoph der Befreiung oder Theoretiker des Kapitals?

Zur Kritik der „Neuen Marx-Lektüre“

Wie kann man Kritik an der Neuen Marx-Lektüre üben, ohne diese gleich komplett als Frevel an Marx' Worten abzutun?

Rezensiert von [Emanuel Kapfinger](#)

„Abstrakte Herrschaft“, „automatisches Subjekt“, „totale Vergesellschaftung“: Das sind die Signalwörter einer ganzen Diskursrichtung, die sich in den 90er Jahren entwickelt hat und sich mit einem „Zurück zu Marx“, aber auch mit kritischer Distanz zu sozialen Bewegungen hervortut. Während die hinter jenen Signalwörtern stehende Theoriebildung durchaus zu würdigen ist, geht sie politisch auf ziemlich problematische Wendungen hinaus: Die Kritik konkreter Akteure hebt sie mit dem Hinweis auf die „abstrakte Herrschaft“ (das heißt die Herrschaft unpersönlicher Strukturen) aus, konkrete Kämpfe entwertet sie durch deren „bloße Systemimmanenz“. Sie weiß sich über den „Arbeiterbewegungsmarxismus“ erhaben und übt sich in einer überlegenen Reinheit der Kritik.

Diese Diskursformation zu kritisieren ist wichtig. Insbesondere deshalb, weil es sich bei ihr nicht um bloße Theoriezirkel handelt, sondern sie anleitend für zwei linksradikale, aktivistische Strömungen war und ist: Die antinationale Strömung, die in großen Teilen in die Gründung des „Ums Ganze“ Bündnisses mündete – der Kapitalismus kann nicht durch Teilkämpfe, sondern nur „als Ganzes“ abgeschafft werden –, und die antideutsche Strömung, die neben einigen treffenden Interventionen in einer ideologiekritischen Textindustrie und objektiv in der Bekämpfung linker Politik besteht.

Karl Reitter hat 2015 einen Sammelband herausgebracht, dessen Beiträge diese Diskursrichtung ins Visier nehmen – wie er sagt: die „Neue Marx-Lektüre“. Als Neue Marx-Lektüre wird ein deutschsprachiger Theoriezusammenhang bezeichnet, der in den 1960er Jahren von der Adorno-Schule ausging und zu deren namhaftesten Vertreter_innen Hans-Georg Backhaus und Helmut Reichelt gehören. Das Problem mit der Bezeichnung ist, dass der Sammelband all diese Theoretiker_innen, auch Adorno, so liest, als würden sie ganz genau dieser Diskursrichtung entsprechen –

was sie, obwohl ihre Vordenker, nicht tun. Problematisch ist auch, dass der Band neben der Neuen Marx-Lektüre auch die Wertkritik behandelt, eine ebenfalls deutschsprachige Theoriebewegung, zu deren wichtigsten Gruppen krisis, exit! und das ISF Freiburg gehören. Obwohl der Sammelband Neue Marx-Lektüre einerseits und Wertkritik andererseits unterscheidet, spricht er letztere mit der Neuen Marx-Lektüre irgendwie immer auch mit an. Dabei hat die Wertkritik, neben einigen Berührungspunkten, zum Teil deutlich abweichende Thesen und entwickelt – anders als die Neue Marx-Lektüre – auch Vorschläge für antikapitalistische Praxen.

Die Hüter des wahren Marx

Die meisten Autoren (Reitter schreibt im Vorwort, es sei ihm trotz aller Bemühungen nicht gelungen, Autorinnen zu finden) analysieren Texte der genannten Strömungen, insbesondere von Hans-Georg Backhaus, Michael Heinrich, Robert Kurz, Norbert Trenkle, Ernst Lohoff, und, als „Ahnherr“, Theodor Adorno. Sie formulieren eine Kritik an der neuen Marx-Lektüre, die sich wie folgt zusammenfassen lässt.

So sei darin der Kapitalismus ein geschlossenes System, dem alles, auch die Arbeiterklasse, bloß immanent ist. Ihre Analyse des Kapitalismus sei ahistorisch und zielt auf ideale, ewiggleiche Formen ab; die innere Geschichte der kapitalistischen Produktionsweisen werde systematisch ausgeblendet. Das Kapital werde als Theorie gelesen, die uns über das Funktionieren des Kapitalismus aufklärt; die von Marx herausgearbeiteten Brüche und Widersprüche, die über den Kapitalismus hinausweisen, werden von ihr jedoch nicht zur Kenntnis genommen. Die Neue Marx-Lektüre sehe kein Unterdrückungsverhältnis zwischen den Klassen, sondern lediglich abstrakte Herrschaft, denen alle gleichermaßen unterworfen seien. Konkrete Kämpfe sind für sie prinzipiell außerhalb des Blickfelds. Die Verhältnisse seien von einem fetischistischen Schein überzogen, so dass den Subjekten selbst keine Erkenntnis des kapitalistischen Systems möglich ist.

Exemplarisch ist das bei Tobias Brugger zu sehen, der in seinem Beitrag die Neue Marx-Lektüre anhand von „Marx im Westen“ von Ingo Elbe und „Die Wissenschaft vom Wert“ von Michael Heinrich kritisiert. Brugger zeigt, dass die Neue Marx-Lektüre Klassenkampf, konkrete Herrschaftsverhältnisse und systemstabilisierende Ideologie durch einen geschlossenen Gesellschaftszusammenhang mit einer abstrakten, subjektlosen Herrschaft ersetzt. Dieser informativen Übersicht stellt er verschiedene Argumente gegenüber. So werde die Herrschaft durch die Kapitalistensubjekte durchaus „konkret“ vollzogen, indem sie etwa durch Spaltungen der Arbeiterklasse durchgesetzt wird. Und Ideologie bestehe ebenso nicht in der bloßen fetischistischen Form, sondern werde durch konkrete Intellektuelle produziert und durch vielfältige Apparate vermittelt. Sowohl die Übersicht als auch die kritischen Argumente sind aufschlussreich. Nicht zutreffend

ist jedoch, dass ein klassischer Autor wie Helmut Reichelt konkrete Herrschaftsverhältnisse schlicht für nichtexistent erklärt hat.

Leider werden die meisten Kritiken des Bandes keineswegs nüchtern, sondern in einem ganz aufgeregten Gestus vorgebracht: Diese Autoren meinen „das ureigenste Anliegen von Marx“ (S. 119) identifiziert zu haben und besprechen ihre Texte mit denunziatorischem Vokabular – „verheerend“ (S. 190), „bringt die zentrale Leistung von Marx zum Verschwinden“ (S. 110), „verfehlte Philosophierungen“ (S. 59). Im Grunde stellen sich die Autoren als Hüter des wahren Marx hin und kanzeln die Neue Marx-Lektüre als eine Art Frevel an ihm ab. Diese erboste Haltung kann ich nicht nachzuvollziehen, immerhin sind Neue Marx-Lektüre und Wertkritik prinzipiell antikapitalistisch eingestellt. Und obwohl der Sammelband ihnen sowohl die Vernachlässigung praktischer Perspektiven als auch die Verschleierung der sozialen Antagonismen vorwirft, korrespondieren ihnen durchaus auch aktivistischen Strömungen, die gute Sachen gemacht haben (z. B. intensive Antifa-Arbeit oder linksradikale Hochschulpolitik). Klar: Der Klassenkampf spielt für diese keine Rolle, aber müssen linke Positionen bekämpft werden, wenn sie kein Bewusstsein des Klassenkampfes haben?

Lieber keine Neue Marx-Lektüre?

Den Versuch, sich jenseits der Verteidigung des wahren Erbes auf die Begründungen der Gegner einzulassen, unternehmen nur Andreas Exner und Karl Reitter. Auch werden die tatsächlichen Arbeitsleistungen mit keinem Wort gewürdigt, etwa die Analyse des Finanzmarkts von Ernst Lohoff und Norbert Trenkle in ihrem Buch „Die große Entwertung“ oder Helmut Reichelts „Interpretation des Kapital“, und hier ließe sich etliches mehr anführen. Offenbar wird das alles ohnehin für Unsinn gehalten, jedenfalls verhängen die Autoren ein totales und recht wütendes Verdikt gegen ihre Gegner. Das einzige und traurig schlichte Ziel des Sammelbands scheint darin zu bestehen, dass niemand mehr die Neue Marx-Lektüre und die Wertkritik zur Kenntnis nimmt. Das macht die Lektüre ermüdend und ärgerlich. Was sehr schade ist. Denn die meisten Beiträge geben mit ihren Ausführungen zu Klassenkampf, repressiver Arbeitsorganisation oder dem materiellen Charakter der Ideologie ja in der Tat auch gute Hinweise darauf, in welchen Bereichen die Neue Marx-Lektüre fahrlässig einseitig ist. Sie schärfen also den Blick.

Leider ist auch oft schwer zu entscheiden, ob die scharfen Polemiken überhaupt treffen, wenn man die Originaltexte nicht danebenlegt (wenn man sie denn kennt). Für eine kritische erste Information ist der Band nicht geeignet. Anlass zu dieser Skepsis geben fragwürdige Kritiken wie die von Georg Klauda. Der Autor zeigt, dass in der Kritischen Theorie der strukturelle Zwang der Eigentumslosigkeit und die Gewalt der Ausbeutung keine Rolle spielen. Hieran schließt er eine wuchtige Kritik an: Die Kritische Theorie pflege nur einen metaphorischen Gebrauch Marxscher

Begriffe und bewege sich ansonsten auf dem lebensphilosophischen Terrain eines Georg Simmel oder Max Weber. Richtig ist, dass der strukturelle Zwang der Eigentumslosigkeit in der Kritischen Theorie keinen systematischen Stellenwert hat. Durchaus aber die Angst ökonomisch isolierter Individuen vor der strukturellen Gewalt der Gesellschaft, mit explizitem Augenmerk auf alle in abhängigen Stellungen. Und das ist ja durchaus marxistisch. Statt die Kritische Theorie nur als Entstellung des Marxschen Erbes zu bekämpfen, wäre auch hier mehr zu gewinnen gewesen, wenn Klaua die lebensphilosophischen Arbeiten der Kritischen Theorie darauf geprüft hätte, wo diese aus marxistischer Sicht zu modifizieren wären.

Philosoph der Befreiung und Theoretiker des Kapitals

Mein Einwand wäre also, dass die Arbeiten der Neuen Marx-Lektüre und der Wertkritik bei aller nötigen Kritik auch zu würdigen sind. Neben den materiellen Analysen fehlen im Sammelband vor allem zwei allgemeine Dimensionen. Die eine ist die Kritik am traditionellen Marxismus, wie er in der II. Internationale und im Staatskommunismus präsent war. Dieser staatsfixierte Marxismus hatte den Klassenbegriff auf das Industrieproletariat eingeschränkt und war von der geschichtlichen Mission dieses Proletariats, und sowieso einer Automatik der Revolution ausgegangen. Neue Marx-Lektüre und Wertkritik stehen heute, auch durch die kritische Wiederaneignung von Marx selbst, zentral für die Kritik an diesem traditionellen Marxismus. Auch die Autoren des Bandes merken wiederholt an, dass diese Kritik notwendig ist. Aber indem sie wirklich kein gutes Haar an ihren Gegnern lassen, ist völlig unklar, wie sie sich vom traditionellen Marxismus abgrenzen wollen. Da bei ihnen nichts Konkretes zu dessen Kritik kommt, scheinen sie mit ihrem Beharren auf Klasse und Revolution doch ziemlich in orthodoxem Fahrwasser zu schwimmen.

Die zweite Dimension betrifft den Problembereich der unpersönlichen abstrakten Herrschaft und der verselbständigten Systemimperative. Zwar erkennen die Autoren in ihren Worten immer wieder an, dass es diese Problematiken gibt. Wie sollte man Marx' Ausführungen zum Wertgesetz und zum Verwertungsprozess des Kapitals auch sonst verstehen, wenn es keine verselbständigten Systemimperative, sondern nur persönliche, konkrete Herrschaft gäbe? Aber da die Autoren (bis auf Andreas Exner) alles verdammen, was die Neue Marx-Lektüre und die Wertkritik dazu ausgearbeitet haben, bleibt hier unklar, wie die Autoren sich das vorstellen.

Ohnehin ist fraglich, warum beide „Lager“ in so eine dichotome Frontstellung gebracht werden müssen. Es ist allzu plakativ, wenn im Titel Karl Marx als „Philosoph der Befreiung“ dem „Theoretiker des Kapitals“ entgegengestellt wird. Nicht einmal durch die etlichen Texte, die beides wirklich zusammendenken, fühlt

sich der Sammelband irritiert, etwa die von Hans-Jürgen Krahl oder aktuell die in der Zeitschrift *kosmoprolet*. Leider wird nichts davon im Sammelband erwähnt.

Die eigentlich zu stellende Frage wäre gewesen: Wie müssen wir unpersönliche Herrschaft, verselbständigte Systemlogik und fetischistischen Schein fassen, damit ihr innerer Zusammenhang mit der Klassenherrschaft und ihrer Gewalt verständlich wird? Denkbar wären hier Antworten etwa in der Richtung, dass die Arbeiter zwar das Kapital verwerten und insofern das eigentliche Subjekt sind, sie aber zugleich vom Kapital abhängig sind, was sie in eine paradoxe und gespaltene Position zwingt. Um solche Fragen zu bearbeiten, wäre einiges an Arbeit nötig gewesen. Allerdings trägt der Sammelband im Großen und Ganzen, bis auf die Aufsätze von John Holloway und Andreas Exner (gleich mehr dazu), nichts dazu bei. Immerhin hat er den Verdienst geleistet, auf eine gewisse Spannung zwischen beiden „Lagern“ aufmerksam zu machen. Diese Spannung wäre aber nicht als Problem der Theorie, sondern als Widerspruch der Wirklichkeit zu behandeln gewesen.

Mal wieder zu den Inhalten

Kommen wir zurück zu den Beiträgen des Sammelbands. Tatsächlich ist die Mehrzahl der polemischen Beiträge (bei Würdigung ihrer Leistung) handwerklich unzureichend. Sie zu lesen macht nicht wirklich Spaß. Eine Ausnahme stellen die Beiträge von Karl Reitter und Andreas Exner dar, die sehr gut geschrieben und auch inhaltlich hochinteressant sind. Reitter schreibt eine Widerlegung der „monetären Werttheorie“ anhand der Arbeiten von Backhaus und Heinrich. Monetäre Werttheorie bedeutet kurz gesagt, dass der Wert nicht im Warenkörper selbst steckt, sondern im Warentausch und in den Moneten beziehungsweise im Geld. Dem stellt er eine Theorie der realen Abstraktifizierung von Arbeit in ihrer realen Organisation gegenüber. Exner charakterisiert Grundpositionen der Wertkritik und stellt dann als einziger die Frage: „Was ist an diesen Kritiken positiv aufzunehmen, was ist zu problematisieren?“ (S. 213) Er zeigt, wie sachliche und persönliche Herrschaft im Verhältnis miteinander stehen. Zudem geht es ihm darum, herauszuarbeiten, wie die Arbeiter als Subjekt des Klassenkampfes, der sich dennoch unter objektiven Formzwängen vollziehen muss, gedacht werden können.

Des Weiteren gibt es drei Beiträge mit eigener konkreter Theoriebildung. Das ist zum einen der mitreißende Aufsatz von John Holloway, der die Bedeutung des ersten Satzes des Kapitals herausarbeitet: „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung‘“. Das Kapital beginne also mit dem Reichtum und nicht mit der Ware, so Holloway. Ausgehend davon zeigt er, wie grundlegend für Marx die Spannung zwischen dem Reichtum des gesellschaftlichen Lebens und den Formzwängen von Ware und Kapital war. Christoph Lieber versucht in einem weiteren Beitrag eine kommunistische Eigentumstheorie zu entwickeln, die ohne

Staatseigentum auskommt. Nicht zuletzt gelingt es Roland Atzmüller, die Qualifizierung von Arbeitskräften in Fordismus und Neoliberalismus vor dem Hintergrund der Debatten zu Marx' Begriff der komplizierten Arbeit zu erörtern.

Wie die Neue Marx-Lektüre haben sich mittlerweile die antinationale und die antideutsche Strömung zerfasert und auch weiterentwickelt. Der Diskussionsstand, den der Sammelband angreift, ist so nicht mehr aktuell: In einer relativen Breite wird seit einigen Jahren wieder von Klasse und Revolution gesprochen, und Teile der vormals antideutschen und antinationalen Szene versucht wieder, sich in Klassenkämpfe einzumischen. Im Sammelband fehlt jeder Hinweis darauf. Aber gerade diese Bewegungen könnten die Grundlagen für neue Bündnisse und für wirklichen Fortschritt in der marxistischen Theoriearbeit sein.

Karl Reitter (Hg.) 2015:

Karl Marx. Philosoph der Befreiung oder Theoretiker des Kapitals? Zur Kritik der „Neuen Marx-Lektüre“.

Mandelbaum Verlag, Wien.

ISBN: 9783854766391.

315 Seiten. 19,90 Euro.

Zitathinweis: Emanuel Kapfinger: Marxistische Feindbetrachtungen. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1453>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Im Westen nichts Neues?



Perry Anderson Über den westlichen Marxismus

Von den kämpferischen Anfängen zu den pessimistischen Theoretisierungen. Der Marxismus und sein Erbe.

Rezensiert von [Samil Sarıkaya](#)

Anfang der 1970er-Jahre kam es innerhalb der Redaktion der Zeitschrift *New Left Review*, die die intellektuelle Neue Linke Großbritanniens versammelte, zu einer eisernen Grundsatzdiskussion über den wissenschaftlichen Marxismus. Der britische Historiker Perry Anderson, der zu dieser Zeit Mitherausgeber der Zeitschrift war, stellte sich gegen die freie Interpretation der marxistischen Theorie. Während er britischen Theoretiker*innen wie E.P. Thompson falsche Empirie vorwarf, sprach er dem kontinentaleuropäischen, wissenschaftlichen Marxismus seine Bewunderung aus. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, in seinem Werk „Über den Westlichen Marxismus“ (englischsprachiger Originaltitel: „Considerations on Western Marxism“) von 1976 auch die Protagonist*innen dieser Strömung zu kritisieren.

Laut Anderson hat sich der westliche Marxismus, der ab den 1920er-Jahren in Erscheinung trat, nicht in Form eines zusammenhängenden, spezifischen Projektes entwickelt. Zwar gab es im Umfeld des Instituts für Sozialforschung, das 1923 in Frankfurt gegründet wurde, Theoretiker wie Horkheimer, Adorno, Marcuse sowie in Frankreich Althusser und Sartre, die parallel zueinander Schriften zum Marxismus publizierten. Jedoch gab es grundlegende Unterschiede in deren Interpretationen. Diese neue Generation marxistischer Intellektueller, die mehrheitlich westlich von Berlin sozialisiert waren, hatten ihre Professuren an Universitäten ergattert und teilten kein gemeinsames Revolutionsideal. Die Idee einer Revolution und einer darauffolgenden sozialen Gerechtigkeit war für diese neue, vermehrt auf Philosophie und Kunst fokussierte, Generation ein satirischer und, gerade für Adorno, gar ein unmöglicher Gedanke.

Die erste Generation

Es ist dieser Pessimismus, den Anderson in „Über den Westlichen Marxismus“

kritisiert. Laut Anderson gibt es keinen einzigen (westlichen) Marxisten außer dem italienischen Politiker und Philosophen Antonio Gramsci, der die Möglichkeit einer Revolution auch nur beschrieben hätte. Nicht einmal Karl Marx selbst habe so explizit wie Gramsci über Wege, die zur Revolution führen könnten, nachgedacht. Lebensstil und Ideale von Marx' Generation unterschieden sich grundlegend von jenen der folgenden Generationen. Laut Andersons Einschätzung hatte Marx all das gemacht, was ein revolutionärer Denker nach der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert hatte tun müssen: Er arbeitete in Gewerkschaften, übernahm die Führung in revolutionären Arbeiterparteien und unterrichtete Arbeiter*innen.

Karl Marx, der zeitlebens mit finanziellen Sorgen zu kämpfen hatte, konnte nur mithilfe der materiellen Unterstützung Friedrich Engels' politische und ökonomische Schriften verfassen. Marx und Engels galten als führende Vertreter der revolutionären Arbeiterbewegung Europas. Die Situation der Arbeiterbewegung sahen sie aber nicht nur auf Europa begrenzt. Mit dem Aufruf „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ und dem 1848 veröffentlichten „Kommunistischen Manifest“ wollten Marx und Engels die Arbeiterklasse in Form von Gewerkschaften und Parteien organisieren und gegen die Bourgeoisie mobilisieren.

Im Wesentlichen drehen sich Marx' politische und ökonomische Theorien darum, dass Gesellschaften sich durch die Konflikte zwischen der Herrschaftsklasse, die die Produktion kontrolliert, und der Arbeiter*innenklasse, die zur Produktion nötig ist, weiterentwickeln. Kurz: Geschichte besteht aus Klassenkämpfen. Wie also sollte die Arbeiter*innenklasse den sich verändernden bürgerlichen Staat umstürzen? Anderson findet die Antwort dieser Frage nicht bei Marx, sondern bei Gramsci.

Wie Marx selbst wurden auch seine frühen Anhänger Wladimir Iljitsch Lenin, Rosa Luxemburg und Leo Trotzki zu Führungsfiguren in den revolutionären Arbeiter*innenparteien ihrer jeweiligen Länder. Während diese erste Generation von Marxist*innen versuchte, Marx' Ideen zu vervollständigen, sorgte zur selben Zeit der Imperialismus dafür, dass Staatstrukturen in der gesamten Welt in Umbruch gerieten. Der Aufstieg des Nationalismus nach dem Ende des Ersten Weltkrieges bereitete den Weg für eine neue Generation von Marxist*innen, die sich vom Weg der vorigen revolutionären Generation vollkommen lösen sollte.

Pessimismus statt Klassenkampf

Mit Lenins Tod im Jahr 1924 waren die kommenden Jahre in Russland von Stalins Verrat am Marxismus geprägt. Stalin verbot nicht nur alle Arbeiterproteste, er führte Russland weg von der Revolution und hin zum Polizeistaat. Auch in Europa verkam die Idee der sozialen Gerechtigkeit zu einer unerreichbaren Träumerei: Der Faschismus – Mussolinis Regime in Italien, der Nationalsozialismus in Deutschland und die faschistischen Regierungen in Österreich sowie in Francos Spanien –

brachte alle Entwicklungen zum Halt.

Nicht zuletzt führte die neue Stabilität, die der Kapitalismus nach dem Zweiten Weltkrieg erlangte, in den folgenden Jahren zur weitgehenden Verdrängung der sozialistischen Idee. Der westliche Marxismus wurde auf dem Pessimismus eben dieser Zeit begründet. Statt Parteien und Gewerkschaften besetzte die neue Generation Universitäten. Statt mit der kapitalistischen Ökonomie beschäftigten sich die neuen Marxist*innen mit dem Kulturbegriff. Nicht nur hatte sich diese Generation, laut Anderson, weitestgehend von der revolutionären Praxis des Klassenkampfes entfernt, sie verfasste lediglich Schriften, die außerhalb der Universitäten nicht verstanden wurden und somit nur für interne, akademische Diskussionen sorgten.

„Der auffallendste Zug der gesamten Tradition von Lukács bis Althusser, von Korsch bis Colletti ist die überwältigende Dominanz von Berufsphilosophen. [...] Die marxistischen Intellektuellen vor dem ersten Weltkrieg sind nie in das Universitätssystem integriert gewesen. Die Form der politischen Einheit von Theorie und Praxis, die sie verkörpern, war unvereinbar mit einer akademischen Position“ (S. 77).

Der einzige Denker, der sich zu dieser Zeit nicht dem Pessimismus hingab, war laut Anderson auch der einzige, der sich außerhalb der Akademie befand: Antonio Gramsci. Als einziger in seiner Generation habe Gramsci die Bedeutung des Klassenkampfes für die Zerschlagung des bürgerlichen Staates formuliert. Vor allem betont Anderson Gramscis Hegemonie-Begriff:

„Gramscis Übernahme verwandelte dieses Wort im Grunde in ein völlig neues Konzept innerhalb der marxistischen Theorie, das dazu dienen sollte, gerade die politischen Strukturen der kapitalistischen Macht zu erfassen, die im zaristischen Russland nicht vorhanden waren. [...] Gramsci formulierte das Konzept der Hegemonie, um die entschieden größere Stärke und Komplexität der bürgerlichen Klassengesellschaft in Westeuropa zu bezeichnen, die eine Wiederholung der Oktoberrevolution in den fortgeschritteneren kapitalistischen Gebieten des Kontinents verhindert hatten“ (S. 117).

Optimismus des Willens

Während eben diese Erkenntnis – dass die soziale Gerechtigkeit nicht in absehbarer Zeit mit einer Revolution erreicht werden konnte – die sogenannten westlichen Marxist*innen in einen „allgemeinen, latenten Pessimismus“ stürzte, eröffnete Gramsci, so Anderson, mit seinem theoretischen Vermächtnis die Aussicht auf einen „langwierigen Zermübungskrieg“ (S. 130). Statt der Hoffnung auf den plötzlichen Umsturz des Staats, setzte Gramsci auf die Strategie, Bildungsinstitutionen, Kunst,

Medien, Gewerkschaften, religiöse Gemeinden und politische Parteien und somit auch das System, in dem diese existieren, Schritt für Schritt von innen zu verändern. Nach der Maxime: „Pessimismus des Intellekts, Optimismus des Willens“ (S. 131).

Andersons grundlegender Kritikpunkt lautet also, dass keine*r der westlichen Marxist*innen sich dem Weg näherte, den Gramsci bis zu seinem frühen Tod vorgezeichnet hatte. Andersons Buch eignet sich durchaus als gut lesbare Einführungsliteratur für Marxismus-Interessierte und wurde auch eine Zeit lang als Standardwerk betrachtet. Jedoch was die Interpretation von Gramscis codierten Schriften aus dem Gefängnis angeht, finden sich trotz Andersons unbedingtem Fokus auf den italienischen Denker deutlich überzeugendere Werke und Autor*innen. So wird der walisische Schriftsteller und Literaturkritiker Raymond Williams (1978), der sich Gramscis Werk aus kultureller Perspektive nähert, von Anderson nicht einmal als Marxist anerkannt. Dabei sind Williams Texte zu Gramscis Hegemonie-Begriff *ebenfalls* sehr beeindruckend und empfehlenswert.

Zusätzlich verwendete Literatur

Williams, Raymond (1978): *Marxism and Literature*. Oxford University Press, Oxford.

Perry Anderson 1978:
Über den westlichen Marxismus.
Syndikat Verlag, Frankfurt am Main.
ISBN: 3810800740.
186 Seiten. 65,00 Euro.

Zitathinweis: Şamil Sarıkaya: Im Westen nichts Neues? Erschienen in: *Marx!*. 46/2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1450>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Work in Progress



Alex Demirović / Sebastian Klauke / Etienne Schneider (Hg.)

Was ist der "Stand des Marxismus"?

Soziale und epistemologische Bedingungen der kritischen Theorie heute

Warum Marxismus ein unabgeschlossener Projekt ist und weshalb revolutionäre Praxis und Theorie zusammengehören.

Rezensiert von [Maren Streibel](#)

Der Sammelband „Was ist der Stand des Marxismus?“ diskutiert in zehn Beiträgen sowohl die aktuelle Lage des Marxismus als auch das, was zum Marxismus unweigerlich dazugehört: kritische Gesellschaftstheorie im weiteren Sinne. Konsens aller Beiträge ist, dass es um die kritische Gesellschaftstheorie in der deutschsprachigen Wissenschaft schlecht bestellt ist. Hier deutet sich schon eine Uneindeutigkeit in Bezug auf das Verhältnis von Marxismus und anderen kritischen Gesellschaftstheorien an. Kritische Gesellschaftstheorie – ist das nur Marxismus oder geht es hier um mehr? Je nachdem wie diese Frage beantwortet wird, kommen die Autor*innen zu verschiedenen Urteilen. Festzuhalten ist: Von *allen* kritischen Theorien gibt es zu wenig. Doch während Judith Butler und Michel Foucault an den Universitäten en vogue sind, ist gerade Marx zur Rarität geworden.

Marxismus – vom Aussterben bedroht?

Die Stärke der Einleitung liegt darin, weder Marxismus noch seinen Stand als einheitlich zu betrachten. Es gibt keine privilegierte Sprecherposition, von der aus Marxismus überblickt werden kann. Vielmehr ist Marxismus „ein Feld vielfältiger, ungleichzeitiger, mitunter widersprüchlicher Strömungen, ein globales Ensemble von Erfahrungen, Praktiken, Theorien“ (S. 16). Sowohl die Herausgeber als auch einige der Beiträge des Sammelbandes fragen, wann und warum Marxismus mitunter zur Orthodoxie verkehrt wurde. Der Beitrag von Michael Heinrich etwa hebt hervor, dass Marx eine ganze Sequenz *unabgeschlossener* Projekte hinterließ. Für doktrinäre Lesarten des Marxismus war Marx jedoch nicht „als ein ständig lernender, seine theoretischen Auffassungen entwickelnder Kopf interessant, sondern als jemand, der letzte Wahrheiten produzierte – eben ‚Marxismus‘“ (S.

127). Im Anschluss an Michel Foucault macht Heinrich Machteffekte marxistischer Diskurse verantwortlich für theoretische Ausschlüsse, die es sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland gab.

Wenn die Herausgeber die zentrale Frage stellen, ob Marxismus weltanschaulichen Charakter habe und somit quasi im Alleingang Gesellschaft umfassend erklären kann, oder Marxismus eben „nur“ die Theorie von Marx sei, die durch andere kritische Gesellschaftstheorien ergänzt werden müsse, dann berührt das auch die alten leidlichen Debatten von Haupt- und Nebenwiderspruch. Zwar sieht die Einleitung Marxismus nicht nur als Ökonomie- und Klassentheorie und spricht sich dafür aus, dass kritische Gesellschaftstheorie „mehr sein muss als ein Ensemble kritischer ‚Bereichstheorien‘“ (S. 20) – mit ihren jeweils eigenen aber beschränkten Erkenntnispotentialen. Doch das Verhältnis von Marxismus und intersektionalen Ansätzen – als vielleicht bekanntestem Pendant – ist nicht ganz eindeutig. Einerseits sprechen sich die Herausgeber für „eine übergreifende Kohärenz“ aus – sprich: für einen übergreifenden (Gesamt-)Zusammenhang, auf den „der“ Marxismus, in Abgrenzung von begrenzten „Bereichstheorien“, immer wieder bestehen müsse. Andererseits entwerfen sie einen Marxismus, „der um seine Offenheit, seine Historizität, seinen Fallibilismus weiß“ (S. 20). Kurz: einen Marxismus, der seine eigenen Grenzen und Beschränkungen offenlegt und mitdenkt anstatt sie zu vertuschen.

Dieses Problem ist so alt wie der Marxismus selbst. Den *einen* Punkt außerhalb der Theorie, von dem man bestimmen könnte, ob eine Theorie umfassend ist beziehungsweise ob der Bezug auf ihre vorrangige Herrschaftsform ausreicht, gibt es nicht. Deswegen brauchen wir hybride Blicke. Das bedeutet wiederum nicht, zwanghaft und *immer* mehrere Herrschaftskritiken verbinden zu müssen. Aber ihrer (begrenzten) Reichweite sollte sich jede Theorie – egal ob marxistisch, intersektional oder anders verortet – immer bewusst sein. Konkreter gesprochen: Es gibt keine Klassenfrage jenseits der Rassismus- oder Geschlechter-Matrix. „Umfassend“ heißt eben gerade nicht nur ein partieller Blick, sondern die Reflektion vieler partieller Blicke um class, race, gender und vieles mehr.

Diesen partiell-umfassenden Blick versucht der Band durch seine Auswahl an Artikeln genauer zu fassen. Jana Flemming, Melanie Pichler und Christina Plank diskutieren etwa sozial-ökologische Fragen. Pia Garske, Inga Nüthen, Benjamin Opratko und Katharina Pühl erörtern explizit das Problem der ausschließenden Sichtweite des Marxismus anhand von Interviews mit kritischen Gesellschaftswissenschaftler*innen. Für alle gilt:

„Erfolgreiche emanzipatorische Politik benötigt Narrative, in die sich unterschiedliche, aber bündnisfähige Interessen, Begehren und Widerstände einschreiben können mit dem Ziel, die eigene Subalternität zu überwinden“ (S. 166).

Von der Produktion zur Reproduktion

Ein weiteres Goldstück des Sammelbands ist der Beitrag von Silvia Kontos. Sie verbindet Analysen um Klasse und Geschlecht und bezieht sich dabei auf Diskussionen, die in den siebziger Jahren in der sogenannten Haushaltsdebatte aufkamen. Darin wurde Hausarbeit (putzen, kochen, Zuneigung schenken) in Ergänzung zu Marx als für den kapitalistischen Produktionsprozess wesentlich herausgearbeitet, da sie die Ware Arbeitskraft (re-)produziert. Das Problematische an der marxistischen Rezeption der Hausarbeit *damals* wie in dem Ansatz der Care-Ökonomie *heute* ist, dass Hausarbeit auf ökonomische Kategorien reduziert wird. Doch mit Hausarbeit geht es gleichermaßen um die „Konstitution von Geschlechterbeziehungen und -bindungen, um die symbolische Ordnung der Körper und ihrer Sexualität“ (S. 89f.).

Die besondere Qualität von Hausarbeit bestehe laut Kontos darin, dass in ihr durch das „Maß an sozialer Nähe, Zuwendung [...] ein widerständiges, kapitalismuskritisches Moment angelegt“ sei (S. 89). Umso besser, dass die Autorin bei diesem Gedanken nicht in Vereinfachungen von kapitalismusfreien Zonen verfällt, sondern bewusst die kapitalistischen Widersprüche reflektiert, von denen Hausarbeit durchzogen ist. Hausarbeit spielt auch eine Rolle für die „innere Vergesellschaftung“, auf die Kapitalismus setzt. Denn Subjekte werden nicht nur durch Institutionen und Diskurse in den Kapitalismus eingebunden, sondern dies geschieht in teils affirmativer, teils widerständiger Weise durch Reproduktionsarbeit. Eines bleibt dabei festzuhalten: Hausarbeit ist alles andere als geschlechterneutral: Nach wie vor sind es Frauen, die (oftmals unbezahlt) den Großteil der Plackerei in den eigenen vier Wänden erledigen.

Der Aufsatz „Hegemonie und Epistemologie“ von Alex Demirović macht stark, dass Marxismus nicht bloß Kritik an Ausbeutung ist, sondern ebenso eine erkenntnistheoretische Revolution beinhaltet. Die Suche nach Wissen und Erkenntnis ist also selbst ein sozialer Prozess, der unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen stattfindet. Mit anderen Worten: Aus marxistischer Perspektive muss immer mitgedacht werden, dass das „Denken selbst herrschaftlich organisiert und von Machtverhältnissen durchzogen“ ist (S. 23). Gesellschaftliche Verhältnisse müssten deshalb verändert werden, um auch der Erkenntnis „Freiheit zu ermöglichen“ (S. 23). Demirović geht es mit Gramsci darum, Hegemonieapparate (Schulen, Universitäten, Forschungseinrichtungen) zu

verändern, da sie Denken, Wissen und Erkenntnis in herrschaftlicher Weise organisieren. Das lässt sich – wenn auch etwas hochtrabend – etwa so zusammenfassen: Um jede Herrschaftsform überflüssig zu machen, „bedarf es einer neuen kulturellen Organisation der Begriffe zum Verständnis der komplexen Herrschaftsverhältnisse und emanzipierter Lebensformen“ (S. 30). Etwas einfacher: Theorie und Praxis gehören zusammen! Das Eine speist sich aus dem Anderen. Es geht schon jetzt darum, Strukturen für kollektiven Austausch von (Unterdrückungs-)Erfahrungen zu schaffen. Und ebenso wichtig: Auch die Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit, die so wichtig für den Kapitalismus ist, gilt es zu überwinden.

Theorie und Praxis – ein ständiger Austausch

Durch den gesamten Sammelband zieht sich der Konsens, dass kritische Gesellschaftstheorie ihre Verbindung zu sozialen Bewegungen nicht verlieren darf. So betonen etwa die Herausgeber, dass das Verhältnis von akademischem Marxismus und außeruniversitären sozialen Bewegungen und subkulturellen Milieus im Vergleich zu früher geschwächt ist. Frank Deppe wiederum vollzieht einen Abriss des „kurzen Sommer des akademischen Marxismus“ (Altvater) und Lutz Brangsch erinnert an Marx' Anspruch, dass das Umwälzen der Verhältnisse nur mit dem rationalen Verstehen der Verhältnisse zusammengehen kann. Marxismus bedeute, sich selbst als Subjekt der Veränderung zu sehen, so dass Praxis und Theorie zusammenfallen. Deshalb war „Akademisierung und Intellektualisierung des Marxismus [...] in entscheidendem Maße Quelle seines Zusammenbruchs“ (S. 104). Marxistische Emanzipationsansprüche konnten in der breiten Gesellschaft nicht verankert werden. Brangsch gibt einen kurzen Abriss über die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses von Theorie und Praxis in marxistischen Bewegungen vor und in der DDR. Dabei hebt er vor allem den Bruch zwischen akademischer und nichtakademischer Richtung marxistischer Bildungs- und Forschungssysteme hervor.

Auch Ingo Stützles Text ist ein Beispiel der marxistischen Reflexion von sozialen Bewegung. Er geht auf Marx' Formbegriff und seine Rolle für antikapitalistische Kämpfe ein. Bewegungen, die etwa höheren Lohn fordern, verbleiben mit ihrer Kritik immer noch in der (kapitalistischen) Lohnform, anstatt gegen die Form selbst zu kämpfen. „Der Kampf um oder gegen die Form hat ein Verständnis von deren gesellschaftlicher Beschaffenheit zur Voraussetzung“ (S. 135). Zum Verständnis ökonomischer Formen ist ihr geschichtlicher Hintergrund von Bedeutung. So hatte etwa Geld in vorkapitalistischen Gesellschaften eine derart andere gesellschaftliche Funktion und Bedeutung als heute, dass wenn wir heute von Geld sprechen, nicht anders können, als unsere moderne kapitalistische Vorstellung von Geld darauf zu projizieren.

To be continued...

Insgesamt leistet das Buch eine spannende, wichtige und kritische Diskussion, die von zusätzlichen Perspektiven jedoch durchaus profitiert hätte. Die Herausgeber greifen einer Kritik über fehlende postkoloniale Ansätze voraus, indem sie sie selbst benennen. So gibt es zwar einen Artikel von Weißen über das Fehlen ebendieser Ansätze, eine postkoloniale-marxistische Fusion nach dem Vorbild von Kontos' Artikel, der feministische und marxistische Ansätzen verbindet, wäre jedoch wünschenswert gewesen. Umso mehr: Marxismus bleibt ein unabgeschlossenes Projekt!

Alex Demirović / Sebastian Klauke / Etienne Schneider (Hg.) 2015:

Was ist der "Stand des Marxismus"? Soziale und epistemologische Bedingungen der kritischen Theorie heute.

Westfälisches Dampfboot, Münster.

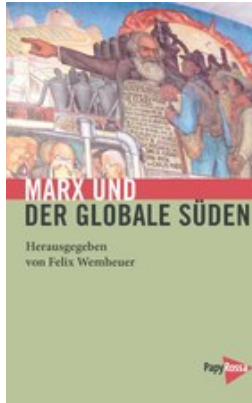
ISBN: 9783896917171.

185 Seiten. 19,90 Euro.

Zitathinweis: Maren Streibel: Work in Progress. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018.

URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1451>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Decolonize Marx?



Felix Wemheuer (Hg.)
Marx und der globale Süden

Der Sammelband behandelt wichtige Fragen, überzeugt aber nicht ganz.

Rezensiert von [Gabriel Kuhn](#)

„Marx und der globale Süden“ reiht sich ein in jüngere Publikationen zur globalen Verteilungsungerechtigkeit. Diese reichen von harten Brocken politischer Ökonomie wie John Smiths „Imperialism in the Twenty-First Century“ über kämpferische Titel wie Immanuel Ness' „Southern Insurgency: The Coming of the Global Working-Class“ zu verdaulichen Bestandsaufnahmen wie Stephan Lessenichs „Neben uns die Sintflut“. Das böse Wort „Antimperialismus“ wird oft vermieden, die „Dritte Welt“ ist der „Globale Süden“ und auch von „Metropole“ und „Peripherie“ ist nur noch selten zu lesen, doch das tut wenig zur Sache. Die Entwicklung ist erfreulich, weil die ungleichen materiellen und damit auch politischen Voraussetzungen im Weltmaßstab immer noch zu den eklatantesten Widersprüchen der kapitalistischen Ordnung zählen.

Alle sich dem Thema widmenden Bücher haben natürlich ihre eigenen Schwerpunkte. „Marx und der globale Süden“ beansprucht primär, die Anwendung von Marx' Denken auf kolonisierte Gesellschaften sowohl nachzuzeichnen als auch zu fördern. Der Band hat jedoch eine weitere Zielsetzung, nämlich mit Postmoderne und Poststrukturalismus, der postkolonialen Theorie und den Subaltern Studies abzurechnen. Aufhänger dafür ist die „Universalismus-Debatte“, die 2013 mit der Publikation von Vivek Chibbers Buch „Postcolonial Theory and the Specters of Capital“ losgetreten wurde, einer scharfen Kritik der besagten Denkschulen. Das zweite Buch, das laut Herausgeber Felix Wemheuer als Inspirationsquelle von „Marx und der globale Süden“ diente (bzw. des dem Band zugrunde liegenden Workshops „Marx, Subaltern Studies and the Global South“, der im Mai 2015 an der Universität Köln abgehalten wurde), war Kevin Andersons „Marx at the Margins“, erschienen 2010 mit der Absicht, Marx' Bemerkungen zur „nicht-europäischen Welt“ (S. 8) zu dokumentieren.

Altbackenes aufgewärmt

Texte von Chibber und Anderson formen den ersten Teil des Bandes. Kurz gesagt, sie enttäuschen. Es gibt nichts gegen Kritik an postmodernem Gebrabbel einzuwenden, nichts gegen einen Fokus auf die Arbeiterklasse und nichts gegen den Versuch, „die Welt als Ganzes zu verstehen und nicht in unendlichen, unvergleichbaren Partikularitäten und Fragmenten scheinbar aufzulösen“ (Wemheuer in der Einleitung, S. 29). Aber durchaus gegen anderes.

Erstens ist es ärgerlich, Altbackenes als neu zu präsentieren, vor allem, wenn dies im Kontext akademischer Hahnenkämpfe geschieht. Ja, Debatten wiederholen sich, und das soll auch so sein, wenn Probleme ungelöst bleiben, jüngere Generationen sich ihrer annehmen und veränderte gesellschaftliche Bedingungen neue Formulierungen alter Problemstellungen rechtfertigen. Aber so zu tun, als hätte man ein Schlachtfeld eröffnet, das es schon lange gibt, ist unlauter. Die Kritik, die Chibber an den von ihm verpönten Strömungen formuliert, ist im Grunde keine andere, als jene, die von Marxist_innen seit dem Aufkommen des Poststrukturalismus formuliert wird: Der Blick auf das Spezifische verunmöglicht den Blick auf die großen Zusammenhänge und damit auch eine Theorie und Praxis, die gegen diese vorgehen kann. Die sich daraus ergebende Diskussion ist wichtig, und rundum befriedigende Antworten sind offenbar schwierig zu finden, aber die Argumente sind seit langem dieselben und Chibber fügt ihnen keine neuen hinzu.

Wenn Kevin Anderson zweitens zu belegen versucht, dass Marx gar nicht so eurozentristisch war, wie ihm das von postkolonialen Schmierfinken angeblich vorgeworfen wird, dann ist das irgendwie interessant, irgendwie aber auch scheißegal. Ich fühlte mich nach der Lektüre seines Textes vor allem darüber erleichtert, mich angesichts fehlender marxistischer Selbstdeklarationen an Debatten dieser Art nicht beteiligen zu müssen.

Drittens hinterlassen Chibbers Beiträge (ein Interview, ein Aufsatz) vor allem Fragezeichen. So beklagt er sich darüber, „wie tief die Linke gefallen und wie weit die intellektuelle Kultur heruntergekommen ist“ (S. 91). Gleichzeitig erklärt er in seiner Kritik an den Theoretiker_innen der Subalternen Sachen wie: „Ich teile die Ansicht, dass es einige gemeinsame Interessen und Bedürfnisse gibt, die Menschen in verschiedenen Kulturen teilen.“ (S. 61) Wer, um Himmels willen, tut das nicht? Menschen essen und schlafen ungeachtet ihres kulturellen Milieus, sie haben es gerne, wenn sie gerecht und freundlich behandelt werden, und sie interessieren sich für ihre Gesundheit und ihr Wohlergehen. Entweder wird hier mutwillig karikiert oder Schabernack getrieben oder Chibber muss wirklich vor der eigenen Haustür kehren, bevor er sich über die mangelnden intellektuellen Kapazitäten anderer beschwert.

Sinnvolles Verständnis von Universalismus

Keiner dieser Punkte ändert etwas daran, dass „Marx und der globale Süden“ wichtige Fragen aufwirft: Gibt es wirklich keine Arbeiterklasse mehr? Was bedeutet die Verlagerung der industriellen Produktion in den globalen Süden? Welche Rolle spielt der Marxismus in den betroffenen Ländern? Felix Wemheuers Einleitung, die diese Fragen – und andere – umreißt, ist sehr gelungen, zumal der Autor den verbalen Jongleuren der Postmoderne beweist, dass man komplizierte Zusammenhänge durchaus auch verständlich formulieren und vermitteln kann. Frech wird es jedoch am Ende, wenn Wemheuer meint, „die Dekonstruktion von Herrschafts- und Machtverhältnissen gelang den Postmodernen Theorien ohnehin nur auf dem Papier“ (S. 29). Bei aller Begeisterung für Marx und die Welt als ganze kann postmodernen Theorien nicht abgesprochen werden, viel zur Verbesserung der Lebensverhältnisse von LGBT-Personen oder rassifizierter Minderheiten beigetragen zu haben. Die metaphorische Kirche sollten auch Marxist_innen im Dorf lassen.

Der zweite und dritte Teil des Buches entschädigen zum Glück für die Aussetzer des ersten. Im zweiten Teil werden interessante historische Fragen zu Sklaverei und ursprünglicher Akkumulation sowie zum Marxismus in Lateinamerika besprochen. Der dritte Teil bietet Fallstudien zu den Klassenverhältnissen in China, Indien und Südafrika. Anstatt sich in der Verteidigung von Säulenheiligen zu ergehen oder eitle akademische Scharmützel zu führen, nähern sich diese Texte den entscheidenden Fragen einer den Kapitalismus herausfordernden globalen Klassenpolitik und machen das Buch lesenswert. Besonders hervorzuheben sind die Beiträge von David Mayer zu Lateinamerika und von Reinhart Kößler zu „Lohnnexus, Prekariat, globale Arbeiterklasse und soziale Kämpfe“.

Mayer formuliert die klügsten Gedanken des Buches zum Verhältnis von Marxismus und Universalismus. Er beschreibt den Marxismus als „globales Geflecht von wechselseitigen Referenzen (...), das polyzentrisch war und Transfer- und Austauschdynamiken umfasste“, beziehungsweise als „universalisiertes Phänomen, dem man nur durch eine globalgeschichtliche Sicht gerecht werden kann“. Er verweist auf die vielen mit dem Marxismus verbundenen „Grenzüberschreitungen“ und die Tatsache, dass ein zu starker Fokus auf regionale Marxismus-Adaptionen zu „Essentialisierung, (Selbst-)Exotisierung und Provinzialisierung“ (S. 149) führen kann. Zwar löst das nicht die Frage auf, ob in einer europäisch kolonisierten Welt nicht alles irgendwie eurozentrisch ist, aber es deutet ein auf dieser Grundlage sinnvolles Verständnis von Universalismus an.

Kößler analysiert ein solches Verständnis zwar etwas schleppend, aber präzise, mit Blick auf eine mögliche „globale Arbeiterklasse“, die es in gewisser Hinsicht gibt und dann doch wieder nicht. Zum etwa von Karl Heinz Roth verwendeten Begriff des

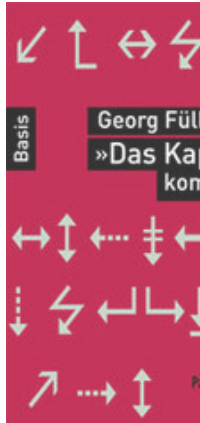
„Multiversums“, der versucht, die Vielfältigkeit globaler Arbeitsverhältnisse einzufangen, schreibt er: „Dies ist zweifellos ein wertvoller Anstoß, die beschränkte Fixierung auf das klassische Proletariat zu überwinden. Es bleibt aber das Problem, dass die genaue Beziehung aller dieser Verhältnisse zum Kapital oder auch zueinander wenig geklärt ist.“ (S. 309)

Nicht nur diese Erkenntnis bestätigt, dass viel zu tun bleibt, um auf der Basis der vorliegenden Analysen effektive globale Widerstandsmöglichkeiten zu entwickeln. Unaufgeregte Diskussion und Kooperation dienen dem eher, als mit Chibber von „Armeen von Doktoranden“ zu fabulieren, die im Pluralisierungseifer Vorstellungen infrage stellen, die „fast zwei Jahrhunderte lang in der Linken allgemein anerkannt“ wurden (S. 69, 71). Als wäre das ein Argument für irgendwas.

Felix Wemheuer (Hg.) 2016:
Marx und der globale Süden.
PapyRossa, Köln.
ISBN: 978-3894-386054.
326 Seiten. 19,90 Euro.

Zitathinweis: Gabriel Kuhn: Decolonize Marx? Erschienen in: Antiimperialismus global. 43/ 2017, Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1399>.
Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Die Rückkehr eines vermeintlichen „toten Hundes“



Georg Fülberth
"Das Kapital" kompakt

Georg Fülberth regt mit einer gelungenen Einführung in das „Kapital“ an, Marx wieder zu lesen.

Rezensiert von [Kai Eicker-Wolf](#)

Die im Jahr 2008 mit der Lehman-Pleite offen ausgebrochene Finanz- und Weltwirtschaftskrise ist auch ein Scheitern der herrschenden ökonomischen Theorievorstellungen, wie sie üblicherweise an Fachhochschulen und Universitäten gelehrt werden: Auf freien (Finanz-)Märkten würden rational handelnde Wirtschaftssubjekte, so die Vorstellungen, das Wirtschaftssystem in ein optimales Gleichgewicht bringen. Ein möglichst unregulierter Wettbewerb führe grundsätzlich zum effizientesten (Markt-) Ergebnis. Und auch auf internationalen Märkten seien ein freier Kapitalverkehr und Wettbewerb bestens geeignet, um Ressourcen wie Kapital und Arbeit optimal zu steuern und einzusetzen.

Tatsächlich macht die aktuelle Finanzkrise deutlich, dass unregulierte Marktprozesse gerade keine effiziente Allokation hervorbringen – als „Allokation“ so wird von Mainstream-Ökonominnen und -Ökonomen die optimale Verwendung knapper Ressourcen bezeichnet. Unregulierte Marktprozesse können vielmehr ökonomisch verheerende Folgen bis hin zu systemischen Krisen nach sich ziehen.

Eine Alternative zu neoliberalen Theorien stellt die Theorie Karl Marx' dar. In umfassender Weise hat Marx die grundsätzliche Krisenanfälligkeit der zeitgenössischen Wirtschaftsweise – des Kapitalismus – herausgearbeitet. Wer sich mit dem *Kapital* befassen möchte, seinem ökonomischen Hauptwerk, muss eine Menge Zeit investieren: Alle drei Bände umfassen mehr als 2.200 eng beschriebene Seiten. Zur Lektüre des Kapitals anregen will Georg Fülberth mit seinem im PapyRossa Verlag erschienen Einführungsbuch „'Das Kapital' kompakt“. So heißt es dort in der Vorbemerkung: „Dies Büchlein wendet sich an Menschen, die fest

annehmen, sie fänden niemals in ihrem Leben die Zeit, die drei Bände des ‚Kapital‘ von Karl Marx zu lesen. Sein Zweck ist, sie zu einer Revision dieser Annahme und des daraus resultierenden Verhaltens zu veranlassen.“ (S. 7)

Diesem eigenen, äußerst bescheidenen Anspruch wird der Autor mehr als gerecht. Er liefert mit seiner Einführung bewusst keine eigene Kapital-Interpretation, sondern zeichnet eng am Kapital orientiert und gut verständlich die Gesamtargumentation von Marx nach. Die Gliederung orientiert sich an den drei Kapital-Bänden: Auf den Produktionsprozess folgt der Zirkulationsprozess des Kapitals, und als drittes wird dann der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktionsweise behandelt. Ein Schwerpunkt der Einführung liegt auf dem dritten Band des Kapitals, wobei hier wiederum die Darstellung des so genannten Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate mit 20 Seiten vergleichsweise breiten Raum einnimmt. Fülberth kommt bei Darstellung dieses Theorems, das die wohl bekannteste Krisenerklärung im Marxschen Kapital ist, zu dem Ergebnis, dass ein tendenzielles Sinken der Profitrate zwar möglich, aber anders als von Marx angenommen nicht unvermeidlich sei (S. 89).

In einem fünfseitigen Exkurs (S. 65ff) widmet sich der Autor dem so genannten Transformationsproblem. Nach Marx bestimmt sich der Wert einer Ware bekanntlich durch die für ihre Produktion notwendige gesellschaftliche Arbeitszeit. Das Transformationsproblem wirft die Frage auf, ob – und wenn ja: wie – Arbeitswerte logisch konsistent in ein Preissystem mit einheitlicher Profitrate überführt werden können. Die Debatte um das Transformationsproblem im *Kapital*, die kurz nach dem Erscheinen des dritten Kapital-Bandes im Jahr 1894 begann, wird von Fülberth in ihren Grundzügen bis zu den aktuellsten Diskussionsbeiträgen nachgezeichnet. Wer sich damit ausführlicher befassen möchte, findet in dem Exkurs die relevanten Literaturhinweise.

Insgesamt ist es Georg Fülberth in vorbildlicher Weise gelungen, die Marxsche Analyse von Struktur und Funktionsweisen des Kapitalismus in komprimierter Form auf gut 100 Seiten zu bündeln. Das Buch eignet sich daher – wie vom Autor beabsichtigt – als Vorbereitung auf die Lektüre des "Kapital". Aber auch für Menschen, deren Zeitbudget eine Lektüre von Marx Originalwerk nicht erlaubt, liefert das Buch eine gute Zusammenfassung. Und nicht zuletzt dürfte das Bändchen für jene interessant sein, die sich bereits in der Vergangenheit ausführlich mit der Marxschen Theorie befasst haben und eine komprimierte Aufarbeitung zur Wiederauffrischung suchen.

Jahrzehnte lang wurde Marx von interessierter Seite als „toter Hund“ abgetan. Es waren keineswegs nur die Grundsätzlichkeit und die Radikalität seiner Analyse, die zur Ablehnung Marxscher Gedanken in Wirtschaftswissenschaften geführt hat. Der wirtschaftswissenschaftliche Mainstream wollte vielmehr von jeglicher, noch so

vorsichtig formulierten Kritik an Marktprozessen und am Glauben an die Effizienz unregulierter Märkte nichts mehr wissen. Besonders, aber keineswegs ausschließlich nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der mit ihr verbündeten Staaten wurde ein unregulierter und ungebremster Kapitalismus als historisch einzig verbliebene Möglichkeit des Wirtschaftens verkauft. Die derzeitige Krise entlarvt derlei Ideologien als wirre Spinnerei. Gerade vor diesem Hintergrund kommt Fülberths inhaltlich und sprachlich gelungenes Buch genau zur richtigen Zeit.

Georg Fülberth 2011:

"Das Kapital" kompakt.

PapyRossa Verlag, Köln.

ISBN: 978-3-89438-452-4.

123 Seiten. 9,90 Euro.

Zitathinweis: Kai Eicker-Wolf: Die Rückkehr eines vermeintlichen „toten Hundes“.

Erschienen in: Kapitalismus, Märkte, Krisen. 14/ 2012, Marx!. 46/ 2018. URL:

<http://kritisch-lesen.de/c/977>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Vom Tellerwäscher zum Gangsta-Rapper



Tobias Ernsing

Ich kann schlafen, wenn ich tot bin - work hard, stack checks.

Neoliberalismus im populären deutschsprachigen Gangsta-Rap.

Rappen Bushido, Sido und Kollegah gegen die Verhältnisse – oder haben sie das „Game“ Kapitalismus einfach nur gut gespielt?

Rezensiert von [Andrea Strübe](#)

HipHop war ein Kind der Rebellion. Aggressiver Ausdruck gegen Unterdrückung, Diskriminierung und Ungleichheit. Vor allem in den Schwarzen Communities New Yorks war HipHop in den 1970ern das Medium, alltägliche Kämpfe in eine Selbstermächtigung zu übersetzen. Ein Sprachrohr, um die rassistische Ungleichheit zu benennen und anzugreifen – und das zunächst völlig selbstorganisiert. Gut fünfzig Jahre später hat HipHop den Musikmarkt überschwemmt, sich bis zur Unkenntlichkeit ausdifferenziert und viele Menschen reich gemacht. Ein Paradox? Nein, nur schnöde Kulturindustrie. Dennoch variieren die Inhalte, HipHop ist für viele die Stimme der Emanzipation geblieben. Aber von einer Bewegung gegen die unsozialen Kahlschläge des neoliberalen Kapitalismus hin zu einer künstlerischen Umarmung desselben, das klingt schon nach Selbstverrat. Wie kam es dazu? Der Sozialpädagoge Tobias Ernsing hat in seinem Buch „Ich kann schlafen, wenn ich tot bin - work hard, stack checks“ den Schluß aus HipHop und Neoliberalismus untersucht.

Neoliberalismus in Reimform

In prägnanten Abrissen der Geschichte des HipHop auf der einen und des Neoliberalismus auf der anderen Seite wird deutlich, wie sich die kapitalistische Verwertungslogik auf Spielarten des HipHop übertragen. Die Logik des Neoliberalismus, also die Vorrangstellung von Markt, Wirtschaft und Individualisierung, hat sich zur ideologischen Hegemonie in den sogenannten westlichen Gesellschaften verstetigt. Zum neoliberalen Alltagsverständnis, das sich tief in unseren Blick auf die Welt und unsere Beziehungen eingebrannt hat, gehören individuelle Verantwortlichkeit, individuelles Erfolgsstreben und die individuelle

Freiheit, sich den Marktlogiken zu unterwerfen. Diesen Regeln zu folgen, birgt das Versprechen individuellen Erfolgs. Nur wer sich anstrengt, profitiert. Wer nicht profitiert, so der Umkehrschluss, hat sich eben nicht genug im Griff und schafft es nicht, seine Ressourcen klug einzusetzen und seine Arbeitskraft gewinnbringend zu verkaufen. Selber schuld, wenn es mit der Karriere nicht geklappt hat. Diese Geschichte ist selten wahr, erzählt wird sie dennoch gerne.

HipHop, in seinen Anfängen zumindest in Zügen Gegenwehr zum neoliberalen Umbau der Gesellschaft und ihrer sozialen Institutionen, nicht zuletzt weil seine Akteure aufgrund von Armut und Verdrängung primär von diesem betroffen waren, wurde nur allzu schnell der Marktlogik unterworfen. Je populärer er wurde, desto besser ließ er sich verkaufen und anders herum. Und plötzlich konnte HipHop sein Erfolgsversprechen – freilich nur für wenige – einlösen. Es wäre sicher dreist, diejenigen zu Schuldigen zu erklären, die diese Möglichkeit wahrnahmen und ihnen vorzuwerfen, sie hätten ihre Authentizität aufgegeben. Und nicht vergessen werden sollten die vielen Beispiele für subkulturellen, emanzipativen HipHop, der das Genre mit trägt. Der politische HipHop hat zumindest überlebt.

Kommerz statt Kritik

Das dürfte den Bulldozern des deutschen Gangsta-Rap, Bushido, Sido und Kollegah ziemlich egal sein. Politik steht bei den dreien nicht auf der Agenda. Ihr Gangsta-Rap definiert sich über harte Maskulinität, Identität als Gangster – und ökonomischen Erfolg. Die Welt zumindest dieser Gangster ist feindlich, der Diss geht raus an alle. Die stets betonte Zugehörigkeit zum „Ghetto“ (was zumindest bei Sido und Bushido zutrifft) hätte zwar das Potenzial, Verhältnisse zu durchleuchten und zu kritisieren, doch das passiert nicht. Das wird bei der Analyse ihrer Songtexte deutlich. Paradoxerweise bedienen alle drei neoliberale Paradigmen, affirmieren sie gar. Fast, als würden sie nicht wissen, dass die fiesesten Ausprägungen des neoliberalen Kapitalismus ihre Kindheit und Jugend prägten. Der wahre Grund wird allerdings sein, dass sich damit kein Geld machen ließe. Und so verstehen sie ihre Mission als einsame Helden, als „Ein-Mann-Armee“ (Bushido, S. 56.) gegen den Rest der Welt. Alle gegen alle eben. Auf sich allein gestellt, den „harten Kampf“ (S. 53) nach oben aus eigener Kraft und Anstrengung geschafft, vorbei an all jenen, die sie hindern wollten. Die Feindbilder sind so genannte „Neider“, die an ihre Millionen wollen, „Rapper mit moralischen Werten“ (Kollegah, S. 57), gesellschaftliche Werte wie Solidarität, aber auch Hartz IV-Empfänger_innen und „Versager“. Strukturelle Kritik ist Fehlanzeige. Sie haben es schließlich ganz alleine geschafft, durch harte Arbeit und permanente Selbstoptimierung. Kollegah zum Beispiel hat ein Fitnessprogramm mit dem Namen „Bosstransformation“ entworfen, um seinen „KING-würdigen Körper aufzubauen“ (Kollegah, S. 60). Konkurrenz und Angeberei – mit dem Erfolg, den Reichtümern und dem Image – darum dreht sich in

ihren Texten so ziemlich alles.

Es ist kein Wunder, dass sich der erfolgreiche Gangsta-Rap marktkonform verhält. Auch die Härte der Beats, der Texte und des Image stehen nicht im Widerspruch zu den Verhältnissen. Und die krasse Provokation gehört zum HipHop nun einmal dazu. Provoziert wird hier allerdings nicht gegen die Verhältnisse, sondern ganz in ihrem Sinne. So wird dieser Gangsta-Rap zum bissigen Schoßhündchen des Neoliberalismus. Das Problem dabei ist, dass er dabei so ein großes Identifikationspotenzial hat. Vor allem für Jugendliche aus unteren Klassen. Gerade deshalb ist es Ernsing sehr hoch anzurechnen, dass er am Schluss den Blick auf die Kritische Soziale Arbeit mit Jugendlichen lenkt. Deren Aufgabe ist es, die Identifikation mit der Musik ernst zu nehmen und eine gemeinsame Übersetzungsarbeit in die tatsächlichen Verhältnisse zu unternehmen. „Die Jugendlichen können dadurch verstehen, wie soziale Problemlagen entstehen und somit mögliche Gegenstrategien herleiten“ (S. 81). Diese Auseinandersetzung macht den Text sehr rund.

Zu Beginn fragt man sich vielleicht, warum nicht Material ausgewählt wurde, das weniger offensichtlich neoliberalen Kriterien entspricht. Zum Beispiel Acts, die sich als „linker HipHop“ bezeichnen. Dort mag die neoliberale Ideologie weitaus subtiler sein und sich vielleicht sogar unter einem emanzipativen Tarnkäppchen verstecken. Eine solche Auswahl hätte Ernsings Untersuchung zusätzliche Facetten hinzugefügt. Nur: Jugendliche hören eben nicht immer das, was sich links-emanzipatorische Sozialarbeiter_innen wünschen. Umso wichtiger, die Texte von Bushido, Kollegah und Co richtig zu interpretieren.

Tobias Ernsing 2017:

Ich kann schlafen, wenn ich tot bin - work hard, stack checks. Neoliberalismus im populären deutschsprachigen Gangsta-Rap.

edition assemblage, Münster.

ISBN: 9783960420132.

93 Seiten. 9,80 Euro.

Zitathinweis: Andrea Strübe: Vom Tellerwäscher zum Gangsta-Rapper. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1459>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Grenzlinien im Sand



Sabine Hark / Paula-Irene Villa (Hg.)

Unterscheiden und herrschen

Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart

Wie können feministische Kämpfe heute geführt werden?

Überlegungen zu einem Denken in Differenz rund um „Köln“.

Rezensiert von [Sara Morais dos Santos Bruss](#)

Das Jahr 2017 war wiederum ein hartes Jahr für den Feminismus. Wieder wurden Linien im Sand gezogen – diesmal sozusagen im eigenen Lager: zwischen Alice-Schwarzer-Feminist_innen und Verfechter_innen der Gender Studies. Während es hier verschiedenste Dreh- und Angelpunkte für Grabenkämpfe gibt, so scheint doch die Debatte um die Chiffre „Köln“ einen zentralen Brennpunkt zu bilden – auch jenseits der Debatten um den „richtigen“ Feminismus. Der Titel „Unterscheiden und Herrschen“ von Sabine Hark und Paula-Irene Villa verleiht den feuilletonistisch ausgetragenen Kämpfen eine dringend notwendige analytische Tiefe.

Jenseits medialer Verkürzungen

Fokus des Essays sind die Geschehnisse rund um „Köln“. Die Chiffre steht für die Vorfälle der Silvesternacht 2015, die mit der Stadt synonym geworden sind. Es geht um „die Nacht, die alles veränderte“, wie es aus den Medien schallt. Immerhin: Erstmals wird großflächig und öffentlich über sexualisierte Gewalt, über ein veraltetes Strafrecht und über die Frage nach einer feministischen Nation debattiert. In diversen Städten, hauptsächlich aber in eben dieser, Köln, erlitten Frauen in der Silvesternacht sexualisierte und gewalttätige Übergriffe, ausgeübt von „Nafris“, „Moslems“, von „Migranten“. In den Monaten nach den Übergriffen verschärft sich der Ton in der Flüchtlingspolitik. Die Zeitungen berichten von „Sex-Mobs“ und falscher Toleranz, die in Blindheit umgeschlagen sei.

Eben diese Verallgemeinerungen, die flapsig durch die Medienlandschaft fliegen, wollen Hark und Villa vermeiden. Stattdessen soll das Essay den Verflechtungen zwischen Sexismus und Rassismus, der Frontenbildung zwischen diesen Positionen und der verschiedensten Diskurse um „Köln“ eine kritische Auseinandersetzung

bieten. Hark und Villa identifizieren mit Bezug auf Ernesto Laclau und Chantal Mouffe „Köln“ als „Knotenpunkt“, der sprachliche und nicht-sprachliche Elemente, Diskurse und Praktiken so anordnet, dass gewisse Subjektivierungsangebote und Solidarbeziehungen erkennbar werden. Mit „Köln“ wurde eine Gelegenheit ergriffen, „die gesellschaftlichen Grenzlinien neu zu ziehen“ (S. 77). Doch wer konnte diese Gelegenheit wie nutzen? „Köln“ wird zur Fixierung machtvoller Sprecher_innenpositionen in einem xenophoben Sicherheitsdiskurs, dem die Autorinnen dringlich etwas entgegenzusetzen haben.

Im Streitgespräch mit Alice Schwarzer und Judith Butler

Hark und Villa nutzen den Anfang des Buches als theoretische Standpunktorientierung. Sie verorten sich mit ihren Überlegungen zwischen postkolonialer Kritik, feministischer Theorie, Sprachphilosophie und agentiellen Positionen wie den Science and Technology Studies oder der Akteur-Netzwerk-Theorie. So bekennen sich Hark und Villa zwar deutlich zu einem akademischen Duktus, das Buch bleibt aber trotz wiederholter Rückgriffe auf viele dieser Positionen weitestgehend auch fachfremden Leser_innen zugänglich. Mit Vorsicht und Geduld tragen die Autorinnen ihre Kritik an vorherrschenden Diskursen zu „Köln“ vor und werden dabei nicht müde, potentielle Angriffe vorwegnehmend zu entkräften. In ihrer Kritik an den dominierenden Diskursen weisen sie deren Lücken auf und betonen, dass Gewalt an Frauen auch ohne rassistische Ressentiments kritisierbar sein muss. Zwar kommen auch bei ihnen die Opfer von Köln nicht zu Wort – eine Leerstelle, auf die sie bereits zu Beginn des Textes hinweisen – es wird jedoch über verschiedene Positionen zur Opferhilfe nachgedacht, die über den omnipräsenten Diskurs eines verschärften Strafrechts hinausgehen, wie beispielsweise Therapieangebote, den Ausbau von Infrastrukturen zur Gewaltprävention und Frauenhäuser. So wird auch auf das Bündnis ausnahmslos hingewiesen, welches sich frühzeitig nach den Ereignissen in „Köln“ formierte, um gegen die Vereinnahmung feministischer Positionen für rassistische Ressentiments vorzugehen.

Eine explizite Kritik dieser Vereinnahmungen erfolgt zunächst an Alice Schwarzer. Ihr Feminismus wird als „toxisch“ dezidiert abgelehnt. Eine Kritik, die zum Erscheinungsdatum von „Unterscheiden und Herrschen“ durch eine öffentlich ausgetragene Debatte erneut unterstrichen wird. In der *Zeit* liefern sich Schwarzer, Sabine Hark und Judith Butler harte Worte. Dennoch, im Essay wird klar unterschieden zwischen der Position Schwarzers und solcher, die beispielsweise die Frauen der AfD einnehmen, oder die konservativ-katholische Publizistin Birgit Kelle. Diese Positionen benennen sie mit Sara Farris und in Anlehnung an Jasib Puars Konzept des „Homonationalismus“ (Puar 2007) als „Femonationalismus“

(Farris 2011). Damit ist vor allem die zunehmende Islamfeindlichkeit im Namen des Schutzes der Frauenrechte gemeint – eine Indienstnahme, die vor allem zur Sicherung des europäischen Grenzregimes in den Staatsapparat eingebaut wird, aber mit „Köln“ zunehmend aggressiver und populistischer als „Rechtfertigung des Vorrangs europäischer Kultur“ (S. 87) propagiert wird. An dieser Stelle wird auch nochmal explizit auf die Grenze zwischen „Feminismus“ und „Gender“ eingegangen, die von Schwarzer-Feministinnen und Konservativen forciert wird als gäbe es von jedem nur die eigene beziehungsweise eine Variante. Stattdessen plädiert das Buch für ein Bedenken der Pluralität, die solchen umkämpften Begriffen stets innewohnt. Die Kritik der Autorinnen gilt hauptsächlich den Verallgemeinerungen, die in öffentlichen Diskursen stattfinden und damit oftmals verletzende Wirkung haben. So lautet schließlich auch die zentrale Frage: „Wie über Spezifika und Kontexte so sprechen, dass Differenzen benannt und ernst genommen, aber nicht verabsolutiert werden“ (S. 105)?

Umkämpfte Grenzziehungen

Im Versuch, diese Frage zu beantworten, bieten die Autorinnen zum Ende des Buches ein intimes Gespräch, in dem sie sich explizit positionieren, gleichzeitig aber die Unmöglichkeit von Identitätsfestsetzungen beschreiben. So erläutert Villa, wie scheinbar klare Differenzen stets durch „umkämpfte Differenzierungen“ (S. 113) entstehen, die in ihrer Komplexität nicht greifbar sind. Als Beispiel dieser Komplexität nennt Hark dazu ihre eigene Position als „Deutsche“, die dennoch gewisse „Migrations- und Fremdheitserfahrungen“ (S. 115) gemacht hat: als Saarländerin, deren Eltern vor dem Beitritt des Saarlandes in die Bundesrepublik geboren und damit strenggenommen zugewandert sind, als erste in der Familie, die Abitur macht, als weiße cis-Frau, die aber ein lesbisches Leben führt. Damit verweist sie auf die rassistische Wahrnehmung eines Fremdenheitsdiskurses und auf die Komplexität einer Gleichzeitigkeit von Zugehörigkeit und Entfremdung. Schüler_innen Judith Butlers werden diese und andere Gleichzeitigkeiten ebenso bekannt sein, wie Leser_innen der Kritischen Theorie. Beide gedanklichen Strömungen kommen hier, aber auch sonst im Buch zum Zuge. Das Auseinanderfallen von Begriff und Sache sowie die Differenz, die einer Identität immer innewohnt – sprich, das nicht ganz Aufgehen der Lebensweisen in der zugewiesenen Identität – sind stets aufs Neue auszuhandeln, juristische Kategorien von gelebten Realitäten zu unterscheiden. Und da dieses Verhältnis von Differenz und Gemeinsamkeit schier unauflösbar erscheint, ist die einzige Lösung – wenn es denn eine ist – das Denken in Differenz: „Differences inside me, lie down together“, wie Audre Lorde 1988 schrieb.

In diesem Sinne formulieren auch hier die Autorinnen den Wunsch nach einer neuen Ethik. Eine Ethik, die fordert, anders regiert zu werden, während sie die

eigene Komplizenschaft im Regierungsapparat anzuerkennen versucht. Das Buch adressiert, wie Lebensweisen stets in Über- und Unterordnungen strukturiert werden und wie diese Verortungen unser Fühlen und Handeln beeinflussen. So ist es ein Plädoyer fürs Zuhören und für das ständige und entschiedene Auseinandersetzen *mit* und diskutieren *über* Positionen, die anders sind, als die eigenen. Zugleich ist es ein erneuter Versuch einer Kartographie der Verflechtungen von Sexualität, Rasse, Geschlecht in zunehmend transnationalen Geschehnissen. Der Text setzt sich somit all jenen Stimmen entgegen, die versuchen, Grenzen zu ziehen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Puar, Jasib (2007): Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times, Duke: Durham/London.

Farris, Sara (2011): Die politische Ökonomie des Femonationalismus, in: feministische studien #2.

Lorde, Audre (1988): A Burst of Light. Firebrand: Ithaka/New York.

Sabine Hark / Paula-Irene Villa (Hg.) 2017:

Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart.

Transcript Verlag, Bielefeld.

ISBN: 9783837636536.

173 Seiten. 19,90 Euro.

Zitathinweis: Sara Morais dos Santos Bruss: Grenzlinien im Sand. Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1460>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Die westliche Konstruktion der Türkei



Hasnain Kazim

Krisenstaat Türkei

Erdoğan und das Ende der Demokratie am Bosphorus

Warum es für eine Auseinandersetzung mit dem Erdoğan-Regime mehr braucht als westliche Selbstvergewisserung.

Rezensiert von [Kerem Schamberger](#)

Es ist eine persönliche Bilanz des Wandels. Hasnain Kazim erzählt von den Hoffnungen, die er und seine Frau hegten als sie kurz nach den Gezi-Protesten im Sommer 2013 in der Türkei landeten. Und von der Desillusionierung, den diktatorischen Entwicklungen, dem „Tod einer Demokratie“ (S. 227), den er am eigenen Leib zu spüren bekommt. Im März 2016 muss Kazim das Land unter diplomatischem Schutz endgültig verlassen. „Sie und ihre Kollegen sind verantwortlich für die ganzen Unruhen in meinem Land! [...] Verlassen Sie mein Taxi!“ (S. 153). Solche Auswirkungen hatte die kritische und differenzierte Berichterstattung Kazims, der sich nicht scheute, auch mit bewaffneten kurdischen Jugendlichen in Städten zu sprechen, die im Herbst 2015 eine „demokratische Autonomie“ ausgerufen hatten. Als der Journalist im Mai 2015 im Nachgang des Grubenmassakers von Soma einen Artikel mit dem Zitat „Scher dich zum Teufel, Erdoğan!“ veröffentlicht, werden der Druck und die Beschimpfungen immens. Tausende türkische Facebook-Nutzer_innen drohten ihm mit dem Tod. Kazim und seine Familie müssen das erste Mal Hals über Kopf aus dem Land. Auch in Deutschland kann er im Anschluss nur in Begleitung von Bodyguards von einer Veranstaltung der AKP-Lobbyorganisation UETD (Union Europäisch-Türkischer Demokraten) berichten und muss den Veranstaltungsort aus Sicherheitsgründen frühzeitig verlassen. Nach zwei Wochen kehrt er zurück nach Istanbul.

Das Märchen des einst liberalen Erdoğan

„Krisenstaat Türkei“ ist ein Beispiel dafür, wie ein Spiegel-Journalist die Türkei aus westlicher Perspektive für die Leserin konstruiert. Dabei bedient er in weiten Teilen

das europäische Narrativ: Am Anfang, in den frühen 2000er Jahren, steht ein aufstrebendes Land, das sich nach liberalen Werten entwickelt und am Ende eine autokratische Diktatur, die mit einer EU-Mitgliedschaft nicht zu vereinbaren ist. Die Dissertation „Wider den Staatsmythos – Europäisierte Regulation in der Türkei“ des Politikwissenschaftlers Axel Gehring, die demnächst erscheinen wird, könnte hier in Zukunft für mehr Klarheit sorgen. Gehrings Arbeit verdeutlicht die europäische (Mit-)Verantwortung beim Aufbau der AKP-Diktatur, vor allem unter ökonomischen Gesichtspunkten.

Die Unterstützung des Westens für Erdoğan und seine AKP spielt in Kazims Buch nur eine sehr untergeordnete Rolle. Das „Märchen“ von einem Erdoğan, der einst liberal war und damit wirtschaftlichen Erfolg hatte, wird auch im vorliegenden Buch erzählt. Die Erfolgsgeschichte beginnt auf Seite 72, mit allen Zutaten, die der Neoliberalismus zu bieten hat: Privatisierungen, Auslandsinvestitionen, Zurückdrängung des Staates. Die Nebenfolgen bleiben allerdings im Dunkeln: Das de facto-Verbot gewerkschaftlicher Arbeit in Betrieben, der blühende Niedriglohn- und Leiharbeitssektor, eine der weltweit höchsten Sterblichkeitsraten bei Arbeitsunfällen. Für europäische Unternehmen ein Investitionsparadies. Doch was dies für die untersten Teile der türkischen und kurdischen Arbeiterschaft schon zu Beginn der AKP-Regierung bedeutet hat, wird gar nicht oder nur am Rande thematisiert.

Dennoch: Ergänzt wird die westliche Konstruktion Kazims durch einzelne differenzierte Einblicke aus „pakistanischer Perspektive“. Dort genießt die Türkei hohes Ansehen, wie es Kazim während seiner Korrespondentenzeit in Islamabad mit eigenen Augen beobachten konnte. Interessant ist hier die Entwicklung der persönlichen Erwartungen des Journalisten als er mit seiner Familie nach Istanbul zieht. Eine Ankunft voller Freude, endlich dem Konservatismus der pakistanischen Gesellschaft entkommen zu sein, hinein in eine Weltstadt mit pulsierendem Leben, im frisch gentrifizierten Stadtviertel Cihangir, schräg unterhalb des Taksim-Platzes. Dass ihn das einschränkende Freiheitsverständnis des politisch instrumentalisierten Islams so schnell in den Kneipen und Diskos von Beyoğlu einholen würde, damit hat Kazim vermutlich nicht gerechnet. Insgesamt schwankt das Buch zwischen einer Mischung aus sachlichen, historisch einordnenden Darstellungen und persönlichen Erfahrungen. Besonders beeindruckend zum Beispiel die Begegnungen Kazims mit IS-Unterstützern in der Türkei, die ohne Probleme agieren konnten: „Der IS warb in diesem Land mehr oder weniger offen Mitglieder an, und die Regierung schaute weg“ (S. 110).

Kontinuität statt Krise

Eine zentrale Frage und Kritik erschließt sich aus dem Buchtitel „Krisenstaat Türkei“. Vermutlich auch ein Wunsch des Verlages, verspricht dieser Titel doch

höhere Verkaufszahlen. Doch handelt es sich wirklich um einen Staat in der Krise? Oder nicht doch um eine (brutale) Kontinuität staatlichen Handelns, wie sie seit Gründung der Türkischen Republik 1923 bekannt ist – vor allem für Kurdinnen und Kurden, die damals genauso wie heute unter Repression und Verfolgung zu leiden hatten und haben. So könnte man in Anlehnung an die Bonner Politikwissenschaftlerin Rosa Burç auch von einem „Zurück zu den türkischen Werkseinstellungen“ sprechen. Zumindest für die Kurden-Politik des Staates trifft dies zu. So ist auch der Aussage Kazims nur bedingt zustimmen, dass Erdoğan „einen Gegenentwurf zu Atatürk“ (S. 46) anstrebe. Denn in den Methoden zur Durchsetzung ihrer Staatsprojekte unterscheiden sich beide nicht: Ausgangssperren, Vertreibungen und Niederschlagung jeglicher prinzipieller Kritik.

Besonders beim Konflikt zwischen türkischem Staat und kurdischer Bevölkerung stören kleine Lücken und Fehler, etwa wenn von „türkischen Journalisten“ gesprochen wird, die im Gefängnis sitzen, weil sie ihre Arbeit getan haben (S. 194). Dass die Mehrheit von ihnen Kurdinnen und Kurden sind, die mit dem Vorwurf „Terrorunterstützung“ festgenommen wurden, findet keine Erwähnung. Dann bezeichnet Kazim die in Nordsyrien kämpfenden Volksverteidigungseinheiten YPG als den bewaffneten Arm der Partei der demokratischen Einheit PYD (S. 208) und verkennt dabei, dass es sich bei den YPG schon seit längerem um eine parteiübergreifende Armee handelt. Auch die Darstellung der Bündniskoalitionen in Syrien in Bezug auf die Kurden ist verkürzt. Überdies zu behaupten, die YPG leiste der militanten Jugendorganisation YDG-H (Revolutionär patriotische Jugendbewegung) im Osten der Türkei in irgendeiner Form Hilfe (S. 141), entbehrt jeglicher Grundlage.

Am gravierendsten ist jedoch die Aussage, die PKK habe auch während des Friedensprozesses Anschläge auf Polizei und Militär begangen (S. 125, S. 142). Dies war de facto nicht der Fall. Die kurdischen Kämpferinnen und Kämpfer übten während der Waffenstillstandsphase vom Frühling 2013 bis Sommer 2015 große Zurückhaltung. Und das, obwohl die türkische Armee beständig Stützpunkte auf den von der PKK verlassenen Gebieten aufbaute. Der 19-jährige Medeni Yildirim, der am 28. Juni 2013 bei zivilen Protesten in Kayacık von türkischen Soldaten erschossen wurde, ist nur ein Beispiel dafür, dass es der türkische Staat an eigener Zurückhaltung mangeln ließ. Selbst die Erschießung zweier Polizisten im Juli 2015, noch vor Beginn des Bombardements der nordirakischen Kandil-Berge, in denen die PKK ihr Hauptquartier hat, geht mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit nicht auf das Konto der Kurden. In der Türkei wird mittlerweile darüber debattiert, dass die Gülen-Bewegung an dem Mord beteiligt gewesen sein könnte, um den Friedensprozess gezielt zu sabotieren.

Zwei Seiten und der Terror

Kazim betont immer wieder, beide Seiten des Konfliktes darstellen zu wollen und den „Terror“ (S. 118) der PKK zu verdammen. Dass die Arbeiterpartei Kurdistans ohne die Unterstützung der kurdischen Bevölkerung vor Ort nicht in der Lage wäre, einen mehr als 30 Jahre währenden Krieg aufrechtzuerhalten, findet bei ihm keine Berücksichtigung. Das Buch erscheint zu einer Zeit, in der Kritik an der AKP-Diktatur en vogue ist. Trotzdem ist das Buch mit seinen vielfältigen, teils sehr persönlichen Einblicken in das Leben eines Korrespondenten lesenswert. Insgesamt liefert Kazim eine differenzierte Betrachtung der Türkei. Den Westen an der eigenen Nase zu packen und nach der Mitverantwortung und Mitschuld beim Aufbau des AKP-Regimes zu fragen: Das leistet Kazim allerdings nicht.

Hasnain Kazim 2017:

Krisenstaat Türkei. Erdoğan und das Ende der Demokratie am Bosphorus.

Deutsche Verlagsanstalt, Hamburg.

ISBN: 9783641214449.

250 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Kerem Schamberger: Die westliche Konstruktion der Türkei.

Erschienen in: Marx!. 46/ 2018. URL: <http://kritisch-lesen.de/c/1458>. Abgerufen am: 09. 01. 2018 12:23.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2018 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.

